Das tanzende Haus

Von Olaja Pöhlmann

Das tanzende Haus

Ein Jungmädchen-Roman von

Olga Pöhlmann

Verfasserin von „Fahrt ins Leben“
und „Drei Mädel auf einem Weg“

Mit Bildern von Willy Helwig

A. Weichert Verlag Berlin

Copyright 1939 by A. Weichert, Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei, Berlin
Sämtliche Rechte vorbehalten / Printed in Germany
Druck von A. Weichert Berlin 1941

Frau Gretl Fischer Kraemer
zugeeignet

Erstes Kapitel

„Eine Wohnung! Eine Wohnung!"

Auf der Großherrenreuterstraße wurden schon die Laternen angezündet. Das regennasse Pflaster glänzte plötzlich, als enthalte es besondere Werte, und mancher eilige Fuß rutschte bei der Nässe auf dem spiegelblanken und glatten Asphalt aus.

Unwillkürlich gingen die Leute vorsichtiger und behutsamer.

Nur eine lange Gestalt in fliegendem Mantel, unter welchem elegante, dunkle Kleidung hervorschaute, stürmte förmlich die lange Straße hinab. Zu dieser Gestalt paßten jedoch die über und über beschmutzten Schuhe keineswegs.

Dem Mann lag ein Lächeln um die Lippen des bartlosen Mundes, das ihn den ärgerlichen Fuß-

gängern, welche ihm ausweichen mußten, noch sonderbarer machte.

„Hat einen sitzen", stellte der Zeitungsmann an der Ecke fest.

„Oder das große Los gewonnen", mutmaßte die Blumenfrau Müller. „Den kenne ich übrigens. Das ist der Tanzlehrer Markart. Der kauft alles bei mir. Na, viel ist es ja nicht, aber es kann auch vorkommen, daß er eine Rose kauft, wenn sie eine Mark kostet. So 'was leistet er sich, der Herr Markart."

„Die Tanzlehrer verdienen ja auch eine Masse", wendete der Zeitungsverkäufer ein.

Die Blumenfrau winkte mit der Hand ab.

„Läßt sich halten, läßt sich halten, Bunke. Und dann bedenken Sie: immer gute Kledasche, und das Lokal, und das Licht! Und möchten Sie das, Bunke, egal fortwährend herumhopsen?"

Der Zeitungsmann Bunke gestand, daß das nicht in seinen Wünschen läge. Er sei mehr für Ruhe und Beschaulichkeit, was man ihm auch nach seiner rundlichen Körperlichkeit nicht verdenken konnte.

Plötzlich aber stand der Tanzlehrer wieder vor Frau Müller.

„Geben Sie mir zwei Chrysanthemen. Ach was — zwei! Den ganzen Pack da!" rief er mit der großartigen Handbewegung eines Mannes, dem es nicht darauf ankommt.

„Sie haben doch das große Los gezogen, Herr Markart", sagte Frau Müller, die Blumen in weißes Seidenpapier einschlagend.

„So ähnlich!" rief der Mann lachend zurück. Und dahin rannte er mit seinen langen Beinen, als brenne es hinter ihm.

Frau Müller blickte ihm kopfschüttelnd nach.

„Na, wenn schon — dann ist es dem mit seinen sechs Kindern wirklich zu gönnen."

Und sie drückte ein kleines Neidgefühl tapfer hinunter.

* * *

Frau Markart fuhr erschreckt zusammen, als im Vorplatz das Sturmgeläute ertönte.

„Sicher Vater — er hat wieder mal die Schlüssel vergessen", sagte sie zu der sechzehnjährigen Jo, die

an dem sauberen Küchentisch Brot mit der Maschine schnitt. Ein großer Berg von Scheiben türmte sich bereits vor ihr auf.

Die gewichtigere und verantwortlichere Arbeit, diese Scheiben mit Leberwurst zu streichen, überließ sie gern der Mutter, denn die Wurst mußte reichen, und Mutter hatte beim Streichen so eine Art, üppig bis an den Rand zu gehen und doch nicht allzuviel zu brauchen, die Jo trotz aller Mühe nicht nachzuahmen vermochte. Mutters Brote sahen immer viel „wohlhabender" aus als ihre, und die Geschwister wollten stets diese Schnitten, trotzdem Jo niemals weniger brauchte.

Eilige Schritte stürmten die Treppe hinauf.

Da stand der Vater, im offenen Mantel, den Schal unordentlich um den Hals gewurstelt, in der Hand den großen Strauß kostbarer Chrysanthemen, die er Frau Markart strahlend entgegenstreckte.

„Aber, Heinz — die Ausgabe!" stammelte die Frau entsetzt, und in blitzgeschwinder Vision zog eine lange Reihe von Wurstbrötchen, dick belegt, an ihrem geistigen Auge vorüber, die statt dieser Blumen . . .

„Und wenn es das Doppelte gekostet hätte!" rief

Herr Markart, indem er seine Frau um die Hüfte faßte und im Schwung um sich selbst drehte. „Marie, heute ist ein Glückstag! — Eine Wohnung! Eine Wohnung!"

* * *

Die Sache zwischen Herrn Markart, dem Mieter, und Herrn Tribolit, dem Hausbesitzer, war nämlich in ein akutes Stadium getreten.

Herr Tribolit beurteilte die Familie Markart auf seine Weise. Zunächst nach den Beinen. Daran hatten Markarts keinen Mangel.

Wenn man die der „Stütze" Luisel mitrechnete, die Frau Markart täglich einige Stunden half, so kamen bei gewissenhafter Zusammenzählung die stattliche Zahl von achtzehn heraus.

Diese Beine jedoch sind Treppen, Böden und Teppichen kein Nutzen. Und zumindest kosten sechzehn Bäder in der Woche, abgesehen von verbotenen heimlichen Wäschen in der Küche, eine ganze Menge Wasser. Außerdem hatte Herr Tribolit Frau Mar-

kart klipp und klar nachgewiesen, daß Bruno, der elfjährige, im Treppenhaus „geschabt" hätte.

Bruno gestand auch: ja, er habe geschabt. Es sei ein Stückchen Anstrich abgefallen gewesen, und darunter sei etwas Schönes, Rotes hervorgekommen, und er habe gern sehen wollen, was das Rote gewesen sei.

„Der frühere, übertünchte Anstrich", sagte Herr Tribolit ärgerlich. „Aber Sie müssen zugeben, Frau Markart, daß das keine Sache ist."

Dies mußte Frau Markart allerdings — und Bruno hatte, als der Vater nach Hause kam, Gelegenheit zu erfahren, daß es für ihn doch eine Sache war, die ihn einige Tage lang beim Sitzen erheblich hinderte.

Aber bald darauf stellte Herr Tribolit Frau Markart wieder.

Die übrigen Mieter hätten sich über das wüste Treppenhinabspringen der zwölf Markartschen Kinderbeine beschwert, abgesehen davon, daß Bruno, auf dem Geländer per Eilpost herabrutschend, Herrn Steuerinspektor Siedemann beinahe zwischen die Beine gefahren sei.

Und dann kam die Geschichte mit dem Geranien-

topf, den Linde vom Fensterbrett gestoßen, und der nach flotter Luftreise vom dritten Stock herab auf dem Hut einer vorbeigehenden Dame gelandet war. Diese glaubte, von oben durch einen Fliegerangriff überfallen zu sein und bekam einen Schreikampf. Es gab Auflauf, wildes Hin und Her, Polizei und „sachgemäße" Bearbeitung des Geraniенstockes, den Linde mit heißen Tränen vom Pflaster aufsammelte.

Zum Glück hatte er jedoch das erregende Ereignis in seinem stillen Blumendasein nicht übelgenommen, sondern wurzelte in einem anderen Topf nach Abwurf einiger Blätter zufrieden weiter.

Und dann kam der fürchterliche Streit der Stütze Luisel mit der Köchin vom ersten Stock des Kehrichteimers wegen, und Beschwerden über „ungebührliches Umhertoben der Kinder", wobei die Lampen in der Wohnung des zweiten Stocks „gewackelt" hätten.

Und dann kam — Frau Markart konnte die „Fälle" gar nicht alle aufzählen.

Zwischen diesen „Fällen" nistete sich aber eine tiefe Unzufriedenheit Herrn Tribolits gegen seinen Mieter ein, die ihre erste Explosion auslöste, als Herr Markart wieder mal den demütigenden Gang antreten

mußte, um wegen Stundung eines Teiles der Miete vorzusprechen.

Von da an wurde die Sache akut. Herr Tribolit zeigte seine Unzufriedenheit in jeder Weise, er schikanierte seine Mieter, soviel er konnte, und hetzte auch das ganze Haus gegen die Familie auf.

Frau Markart, die all die tausend kleinen Nadelstiche viel mehr empfand als ihr Gatte, dessen Beruf ihn ja tagsüber in der Mitte der Stadt beschäftigte, lag oft stundenlang des Nachts wach und überdachte die Lage, bis sie zu dem Ergebnis kam: es ging nicht mehr, es war einfach untragbar geworden; man mußte sich nach einer anderen Wohnung umsehen.

Welchen Leidensweg sie damit beschritt, wurde der ganzen Familie in den weiteren Monaten klar. Wenn eine einigermaßen nach Größe und Preis passende Wohnung gefunden war, dann gab es nach der Frage des Hausbesitzers, wie viele „Köpfe„ vorhanden seien, mit unumstößlicher Gewißheit einen Rückzug, der von höflichen Ausflüchten bis zum unzweideutigen Ablehnen alle Skalen durchlief, um das „Nein" zu bekräftigen.

Niemand wollte die Familie Markart. Niemanden gelüstete es, sie ins Haus zu bekommen.

Ein einziges Mal schien der Hausbesitzer geneigt, doch nach telephonischer Unterhaltung mit Herrn Tribolit, der von achtzehn Beinen, einem Geranienstock und einem Kehrichtkübel sprach und andeutete, daß es auch mit den Zahlungen öfters hapere, hängte der Mann zähneklappernd ab und schrieb einen höflichen Brief, daß sich „seine Mieter inzwischen besonnen" hätten. Sie zogen zwar am nächsten Ersten aus, doch statt Markarts zog eine alte Dame ein, mit einer ebenso alten Haushälterin, zwei Dackeln, drei Kanarienvögeln und einer Angorakatze. Dies alles zusammen besaß ja ebenfalls eine stattliche Anzahl Beine, sie wurden jedoch den Treppen und den Teppichen nicht gefährlich.

Auch würde die alte Dame nie einen Geranienstock aufs Fensterbrett gesetzt haben, und was die Miete anlangte, so zahlte sie schon am Letzten des Monats. Der Hausbesitzer segnete Herrn Tribolit.

Markarts jedoch waren wieder um eine Hoffnung ärmer.

Und nun kann man wohl verstehen, warum Frau

Müller und Herr Bunke Herrn Markart in Verdacht hatten, „einen sitzen zu haben".

Nicht ganz versteht man vielleicht die Sache mit dem Riesenstrauß Chrysanthemen, in anbetracht der öfters nötigen demütigenden „Gänge" des Tanzlehrers.

Aber was kann der Mensch gegen seine Natur?

Herr Markart war nun einmal so. Wenn er eine Freude hatte, so hätte er am liebsten die ganze Welt daran teilhaben lassen. Und leider saß ihm bei solchen Gelegenheiten der Groschen sehr locker in der Hosentasche.

Zweites Kapitel

„Frau Villenbesitzerin"

Die ganze Familie versammelte sich erwartungsvoll um den großen, runden Eßtisch, auf dem bereits die Riesenkanne voll Tee und die mächtige Platte mit Leberwurstbroten standen.

Neben der Mutter saßen die beiden Kleinen, der vierjährige Detlev und die sechsjährige Renate, die noch besondere Betreuung brauchten. Daran schlossen sich rechts und links Linde und Jo. Im „Unterhaus" thronte Herr Markart, eingerahmt von dem elfjährigen Bruno und dem siebzehnjährigen Dieter, der schon des öfteren ein ernstes „Männergespräch" mit dem Vater führen konnte.

Herr Markart wußte, er vermochte sich in allen Dingen auf diesen seinen ältesten Sohn zu verlassen. Dieter war von der ersten Klasse ab ohne die geringsten Schwierigkeiten durch die ganze Schulzeit gegangen, er hatte einen Führerposten in der HJ. und galt auch bei den Geschwistern durchaus als Autorität.

Weniger vermochte man dies von der sechzehnjährigen Johanna zu behaupten. Mit Sorge blickte Frau Markart oft auf das schöne Mädchen, dessen Sinn gar zu sehr auf Äußerlichkeiten gerichtet war. In der Schule hatte Jo zwar durchweg gute Noten, doch über ihr Betragen kamen fortwährend Klagen, die in den Zeugnissen der stillen Linde gänzlich fehlten. Linde lernte bedeutend schwerer als ihre begabteren Geschwister. Doch sie schlug sich schlecht und recht durch

die Klassen, und die Lehrer waren dem fleißigen, ruhigen Kinde wohl gewogen.

Bruno, der „Treppenreiter", wie er unter den Geschwistern seit der Sache mit Herrn Steuerinspektor Siedemann hieß, lebte sein Leben auf seine Art, das sich größtenteils auf Bäumen, Bauplätzen, in Garagen oder am Fluß abspielte, wo er geheimnisvolle Freundschaften mit Flößern und Schifferjungen unterhielt. Leider boten sein Betragen sowie auch seine Zeugnisse oft Grund zu Klagen. Doch er entwaffnete oft die drohend erhobene Hand des Vaters durch seine unumwundene Art, mit der er begangene Schandtaten freimütig eingestand und die Strafe ohne Muck und Zuck ertrug.

Herr Markart überblickte seine vielköpfige Familie gedankenvoll, er schaute in die erwartungsvoll auf ihn gerichteten Augen.

Dann begann er:

„Ja, Kinder, nun ist es so weit — wir werden umziehen."

„Und wohin, Vater?" fragte Dieter sachlich.

Der Vater lehnte sich in den Stuhl zurück. Ein versonnenes Leuchten glomm in seinem Blick auf.

„Denkt euch mal eine Wiesenfläche, Kinder, und du, Marie, stell dir auch mal einen schönen, grünen Wiesengrund vor. An der Straße ein Häuschen, ein hübsches, kleines Häuschen, mit einem Garten darum herum, Rosen und Astern vor den Fenstern, in herrlicher Abgeschiedenheit — das, Kinder, ist unser zukünftiges Heim."

„Abgeschiedenheit?" fragte Frau Markart ein wenig ängstlich. „Es hat doch hoffentlich keine Schwierigkeit mit dem Einholen und den Schulgängen?"

„‚Schulgänge' kann es künftig nicht mehr geben", erwiderte Herr Markart eifrig. „Dieter und Jo haben ja bereits Räder, Bruno und Linde werden welche bekommen —"

„Zerm!" schrie Bruno begeistert. „Ich bin für das Haus!"

„Du hast zunächst still zu sein, weiter gar nichts", wies ihn der Vater ab und fuhr fort: „Und das unbeschriebene Blatt" — mit diesem Sammelnamen wurden die beiden Kleinen belegt — „für das ist auch gesorgt. Renate kann die Volksschule in dem nahen Dörfchen besuchen, wo ein Kindergarten ist, in den

man Detlev stecken kann. Ich fahre ebenfalls mit dem Rade."

„Und ich?" fragte Frau Marie. „Es ist nicht so einfach, Heinz, den Bedarf für solch große Familie herbeizuschaffen."

„In Adorf kann man alles bekommen", tröstete Herr Markart. „Ich habe mich genau erkundigt."

„Aber es scheint doch recht weitab zu liegen", wendete die Mutter unbeirrt ein. „Deine Schuhe — Heinz! Solange wir verheiratet sind, hattest du noch keine solch schmutzigen Stiefel."

„Nun, es regnete eben", lachte Herr Markart. „Aber denke nur — im Sommer! Die gute, reine Luft! Der Wald ist in der Nähe. Die Kinder können sich tummeln. Du kannst deine eigenen Radieschen bauen, Marie."

„Und was kostet die Miete?" fragte Frau Markart, durchaus nicht überzeugt.

„Miete? Das ist es ja eben! Marie, staune — Kinder, hört! Kaufen werde ich die ganze Herrlichkeit — kaufen!"

Wenn Frau Markart nicht gesessen hätte, würde sie sich bestimmt nach einem Stuhl umgesehen haben.

„Kaufen? Um Himmels willen, Heinz! Es ist dir doch — hoffentlich — wohl?"

Er schlug lachend die Hände zusammen.

„Ich bin vollständig normal, Marie. Aber denke nur, der Glückszufall! Das Anwesen gehört einem reichen, alten Junggesellen, der eine Reise um die Welt machen und es vorher abstoßen will. Für den lächerlichen Preis von dreitausend Mark überläßt er es mir —"

„Dreitausend Mark!" stammelte Frau Markart. „Wo willst du denn dreitausend Mark hernehmen? Die Schuhsohlen der Kinder sind noch nicht einmal bezahlt."

„Nicht auf einmal — in monatlicher Abzahlung. Was uns die Miete hier kostete, zahle ich dort als Abschlagszahlung, und nach einer Reihe von Jahren wird das Häuschen unser. Marie — ein Haus mit einem Garten — Waldluft — eigene Kohlrabi! Es ist nicht auszudenken. Marie, du wirst Frau Villenbesitzerin!"

* * *

Mit dem Autobus eine weite Fahrt zu machen, war an und für sich schon ein Vergnügen für die unverwöhnten Markartschen Kinder. Doch mit solch hochgespannten Erwartungen waren sie noch nie zu einem Ausflug vor die Tür getreten wie diesmal. Alle stiegen mit den Eltern frohgemut in den gelben Kasten.

Es war eine feine Sache hinauszufahren, um „das eigene Heim" zu besichtigen.

Schon lagen die belebten Straßen hinter ihnen, und die Vorstadtstraßen begannen mit ihren schmucklosen, häßlichen Häusern und Höfen, wo blasse Kinder spielten.

Herr Markart blickte seine sechs Sprößlinge an. Ja, blaß waren sie auch. Das „unbeschriebene Blatt" kam viel zu wenig an die Luft.

Und Mutter! Ach, die Ärmste hatte nie richtig Zeit zum Spazierengehen.

Na, wartet nur, dachte Herr Markart, ihr sollt jetzt Sonne und Luft haben, so viel ihr wollt!

Gibt es denn etwas Schöneres als ein Leben in Sonne und Freiheit?

Linde, die ruhige Linde, war am aufgeregtesten

Schon in den ersten Jahren ihres Lebens zeigte sich bei ihr eine große Liebe für Pflanzen und Blumen. Ein Ausflug ohne Blumenausbeute bildete für sie eine schwere Enttäuschung. Und kaum hatte sie ihr erstes Geld verdient, durch kleine Botengänge und dergleichen, so legte sie Pfennig für Pfennig zurück, um eine Vase zu kaufen, die neben ihrem Bett auf dem Nachttisch stand und nie leer wurde. Im Winter steckten wenigstens ein paar grüne Zweiglein drin.

„Mutter", fragte sie und sah aus ihren klaren, blauen Augen hoffnungsvoll zu Frau Markart auf, „wenn wir einen Garten haben, und wenn wir selbst Gemüse bauen, Mutter, bekomme ich dann auch ein Beet, wo ich richtig etwas pflanzen kann? Darf ich dann Gurken und Radieschen ziehen, und Stiefmütterchen im Frühjahr und im Sommer Astern?"

Frau Markart lachte.

„Das wird sich schon machen lassen, Linde. Weil du dich so sehr nach einem eigenen, kleinen Garten sehnst, sollst du ihn haben."

Linde schwieg. Aber in ihre Augen trat ein solch leuchtender Glanz, als habe die Mutter ihr mit diesem Versprechen das schönste Geschenk gemacht.

Jetzt hielt der Autobus. Von da an ging es zu Fuß, zwischen Brachland hindurch.

Frau Markarts Gesicht wurde unterwegs immer bedenklicher.

„Heinz — Heinz, meinst du nicht —?" begann sie vorsichtig.

Aber auch Herrn Markart kam der schon oft begangene Weg, nun er ihn seine Familie führte, heute länger und schmutziger vor als sonst, wo er mit seinen Riesenschritten über ihn dahingestürmt war.

„Ich weiß nicht, was das ist", murmelte er, setzte jedoch gleich darauf freudig hinzu: „Dort ist das Haus! Dort steht deine Villa, Marie!"

Am Eingang des kleinen, freundlich gelegenen Dorfes erhob sich in einem ziemlich großen, verwilderten Garten ein Häuschen. Herr Markart schloß die kleine Gittertür auf. Quietschend drehte sich der Schlüssel.

Dann stand die Familie Markart vor ihrem „neuen Heim".

Lange blickte Frau Markart das Häuschen an. Als sie sich abwandte, glänzten Tränen in ihren Augen.

WILLY HELWIG

„Das defekte Dach, Heinz — die herunterhängenden Läden — der zerbrochene Zaun — die Fenster sind zum Teil eingeschlagen — um Himmels willen!“ schrie sie auf.

Durch eine der zerbrochenen Scheiben floh mit lautem Fauchen eine große Katze.

„Ja, weißt du, Marie“, begann Herr Markart nach einer unheilschweren Stille, „sich in irgendeine fertige Wohnung hineinsetzen, das ist einfach. Aber aus solch einem Haus —“

„Gartenhaus“, schaltete Frau Markart ein.

„Also Gartenhaus — etwas zu machen, da selbst Hand anzulegen — das gibt Freude. Da, vor die Tür, kommt eine Bank hin, dort oben, der Balkon —“

„Den muß erst der Zimmermann untersuchen“, sagte Frau Markart sehr energisch. „Auf den getraue ich mich ja mit keinem Fuß hinaus. Und das Dach sieht aus, als käme es herunter, der Schlot ist ganz schief —“

Da sprach Dieter, der bisher in ruhiger Betrachtung dagestanden hatte, ganz bestimmt und sachlich:

„Ich finde, das Haus paßt hervorragend für einen

Tanzlehrer. Seht ihr denn nicht — das tanzt ja selbst."

Da war mit einem Male die gedrückte Stimmung verflogen.

„Das tanzende Haus!" rief Herr Markart. „Gut, Dieter, das soll es sein — ein tanzendes, ein fröhliches Haus! Und mit dem windschiefen Dach und den übrigen Schäden wollen wir schon fertig werden, wir beide, gelt, Dieter?"

Aus dem Garten aber tönte ein lauter Ruf des Entzückens. Linde watete mit den beiden Kleinen im hohen Gras und hatte einige große Büsche noch herrlich blühender Astern entdeckt. Sie tauchte strahlend empor, die Arme voll Blumen.

Da wischte auch Frau Markart mit energischem Entschluß die Tränen ab, ihrem Mann folgend, der die hübsche, eisenbeschlagene Tür des Häuschens öffnete.

Dicke, dumpfe Luft schlug ihnen entgegen. Die Katzen hatten allerlei unliebsame Spuren hinterlassen. Doch es ergab sich, daß das kleine Haus ganz nette Räume enthielt, geeignet, der ganzen Familie Unterschlupf zu bieten. Die Öfen waren auch noch in Ord-

nung. So verwahrlost das Häuschen von außen aussah, so gemütlich war es von innen.

Sicher würde es erst einer gründlichen Instandsetzung bedürfen. Doch die Handwerker in Adorf waren bestimmt nicht so teuer wie in der großen Stadt, und Frau Markart dachte mit Befriedigung an ihren kleinen, heimlichen Sparschatz, der, das beschloß sie im stillen, jetzt geopfert werden sollte.

So machte sich die ganze Familie in gehobener Stimmung nach Adorf auf, um die Handwerker aufzufinden, die aus einem kleinen, verwahrlosten Gartenhaus eine behagliche Wohnstätte schaffen sollten.

Drittes Kapitel

Das tanzende Haus

Die Adorfer waren empört. Daß in die alte Knallhütte am Eingang des Ortes jemand zu ziehen beabsichtigte, wunderte sie bei der herrschenden Wohnungs-

not nicht. Doch als Herr Malermeister Friedel erzählte, Herr Markart wolle über die Tür die Inschrift „Das tanzende Haus" gemalt haben, das ging über ihre Begriffe.

Anerkennen jedoch mußte man: das verwahrloste Häuschen erlebte eine schnelle und gründliche Veränderung. Der schiefe Schornstein stand plötzlich gerade, das Dach richtete sich auf und glänzte von neuen Ziegeln.

Die Läden verschwanden auf geheimnisvolle Art, dafür aber rückte Herr Friedel mit seinem Gesellen an und gab den verwitterten Wänden einen hellen Anstrich.

Auf einmal fanden sich auch die Läden wieder ein. Sie protzten beinahe mit ihrem neuen, grünen Gewand. Beim Zaun fehlten über Nacht alle Lücken. Hahaha — er sah ebenfalls gänzlich verwandelt aus. Und der Garten?

Ja, das war Dieters Werk.

In klarer Zeichnung „legte er ihn an". Das heißt, er gab der grünen Wildnis eine gewisse Ordnung und Symmetrie, ohne ihr von dem Reiz zu nehmen, den sie ausstrahlte.

Lindes Wünschen nach vielen Blumen wurde dabei ausgiebig Rechnung getragen. Sie hatte bereits eine Sparkasse eingerichtet, um im Frühjahr allerlei Samen kaufen zu können.

Ins Innere vermochten die Adorfer leider nicht zu dringen. Aber auch hier gab es Veränderungen. Davon konnte Frau Mutz erzählen, die, nachdem Tapezierer und Tüncher ihres Amtes gewaltet hatten, den Schmutz wegputzte. Und dann leuchteten mit einem Male duftige Gardinen auf die Straße hinaus.

* * *

Ja, ja — man stand vor dem Einzug! Da sich Luisel beharrlich geweigert hatte, in die „Wildnis" zu ziehen, denn das sei sie ihrer „Bildung" schuldig, verschaffte die Mutz Frau Markart eine andere Hilfe aus dem Dorf.

Frau Markart erschrak ein bißchen, als sich Bärbel Hinterrieder vorstellte, denn ihr schien, als ob diese von der „Bildung", die Luisel so ängstlich hütete, recht wenig besaß, doch sie dachte tapfer, mit beider-

seitigem guten Willen würde es schon gehen. Bärbel jedenfalls besaß ihn.

Sie strahlte über das ganze Gesicht, als Frau Markart sich einverstanden erklärte.

Ach, sie wußte allerdings nicht, daß Frau Hinterrieder ihre Tochter mit den Worten entließ:

„Du kommst ja doch wieder. Wenn die dich nur sieht, hat sie schon genug."

Ja, ja, Bärbel war, wie man so sagt, eine richtige Trampel. Und da sie sich zu gar nichts recht eignete, mußte sie stets die Arbeiten machen, die die anderen Familienmitglieder nicht gern taten. So blieb sie das Aschenputtel in der Familie Hinterrieder. Keinerlei Ehrgeiz verhinderte sie, es zu sein. Diese Perle sollte nun also auch ihren Einzug in „das tanzende Haus" halten.

Herr Markart allerdings hatte seine Bedenken.

„Die Bärbel sieht mir zu sehr nach einfachem Geist aus, als daß ich mir denken könnte, sie vermöchte dir eine wirkliche Hilfe zu sein", sagte er.

„Heinz, bedenke! Wer geht erstens hier heraus?" entgegnete Frau Markart. „Und zweitens — wer geht zu sechs Kindern?"

Der Richtigkeit dieses Einwandes konnte sich Herr Markart nicht verschließen.

Herr Tribolit war sehr zufrieden, die fatale Mietspartei nun endlich auf gute Art loszuwerden. Er schwamm in eitel Wohlwollen, und so vollzog sich der Abschied der Familie Markart aus der alten Wohnung in das neue Heim in Frieden und Freundlichkeit.

Bärbel hatte sich schon die ganzen Tage, die sie bereits „zum Helfen" erschienen war, in dunklen Andeutungen ergangen, daß Frau Markart eine große Freude bevorstehe.

Näheres wollte sie durchaus nicht verraten.

„Da werden's schauen", verkündete sie triumphierend, „da werden's spitzen! Ganz 'was Schönes bring' ich Eane mit!"

Frau Markart war schon frühzeitig hinausgefahren, um bei der Ankunft des Möbelwagens da zu sein.

Ein frischer, klarer Herbsttag breitete leuchtende Flügel über die anmutige Landschaft.

Die Frau stand unter der Tür, ließ die Augen über das sonnige Bild schweifen und dachte, es sei doch

eigentlich merkwürdig, daß die nahe große Stadt dies reizende Winkelchen bis jetzt ungeschoren gelassen hatte.

Ihr Blick ruhte auf der fröhlich glänzenden Überschrift.

Der Tanz ist ein Sinnbild der Freude, folgerte sie weiter. Möge sie einziehen in das liebe Häusel, dachte Frau Markart, die bei ihrem ersten Besuch bittere Tränen vergossen hatte.

Da sah sie Bärbels eckige Gestalt quer über die brach liegenden Felder stolpern.

Schon von fern winkte sie Frau Markart freudig zu. Es war klar — die „Überraschung" nahte, denn Bärbel trug ein großes Etwas, fest an die Brust gepreßt, vor sich her, und an ihrem Arm schlenkerte bedrohlich ein Korb.

Indessen gelangte sie glücklich über die Stoppeln, und sie rief: „Gelten's, da schauen's!" und kam, über einem Stein ausrutschend, mit kräftigem Krach gerade vor Frau Markarts Füße zu sitzen.

Der große Kuchen, den sie geschleppt, schlidderte ein hübsches Stück weiter und landete in einer Wasserpfütze.

Aber vor Frau Markart breitete sich auch noch ein kleiner See aus. Der Korb hatte Eier enthalten, herrliche, in dieser Jahreszeit so wertvolle Eier!

Empört über die schlechte Behandlung, beschlossen sie zu platzen und leerten ihren Inhalt in ruhigem, gemächlichem Fluß über die Schwelle des „tanzenden Hauses" aus.

Blitzgeschwind die Lage erfassend, suchte Frau Markart zu retten, was noch zu retten war. Bärbel aber brüllte los, als ob sie am Spieß steckte, ohne im geringsten Anstalten zu machen, den Bemühungen

ihrer Herrin hilfreich beizustehen. Sie schrie und jammerte fürchterlich und schneuzte sich zwischendurch ergiebig in ihre Schürze.

Und in diesem Augenblick kam der Möbelwagen dahergeholpert.

Die Männer blickten erstaunt auf das betrübliche Bild. Der Oberpacker beteiligte sich sofort an Frau Markarts Rettungswerk.

„Trösten Sie sich nur, Frau", beruhigte er sie gutmütig. „Für ein paar Pfannkuchen reicht es noch. Und wenn die Dirn da heult, ist das auch von guter Bedeutung. In einen Umzug muß es regnen."

Bärbel hatte sich allmählich beruhigt. Sie holte den Kuchen aus der Pfütze, und es ergab sich, daß ein großer Teil völlig trocken und genießbar war. Dies hob ihre Laune bedeutend, die glänzend wurde, als Frau Markart ihr herzlich für die „große" Überraschung dankte, denn daß sie ausrutschte, dafür hätte sie ja nichts gekonnt.

„Gelten's, ja?" sagte Bärbel freudig, und beteiligte sich mit ungeheurer Begeisterung am Hereintragen des Hausrates. Sie schleppte und hob wie ein Mann, nichts war ihr zu schwer. Müdigkeit schien

sie nicht zu kennen. Leider mußten die Suppenterrine Frau Markarts und zwei Teller Bärbels Übereifer mit dem Tode bezahlen.

„Macht nichts", beruhigte der freundliche Oberpacker die verdutzte Frau. „Hat ganz seine Richtigkeit. Scherben müssen sein beim Umzug. Die bringen Glück. Werden sich an mich erinnern, Frau. Das Häusel bringt Ihnen Glück."

„Gott gebe es", seufzte Frau Markart ergeben. Es schien ihr nach diesem Anfang nicht ganz so sicher.

Als die gesamte Familie Markart gegen Abend anrückte — Frau Markart hatte sich für diesen Tag völliges Alleinsein ausbedungen und auch das „unbeschriebene Blatt" zu Bekannten in „Pension" gegeben — fand sie schon etwas vor, was nach einem „Heim" aussah.

Alle Papiere, alle Bilder, Koffer, Decken und Kisten waren in der Rumpelkammer unter der Treppe verstaut. Sämtliche Betten standen und leuchteten frisch bezogen. Das behagliche Wohnzimmer konnte man als nahezu vollendet bezeichnen.

Eine Platte mit Wurst und eine Schüssel Kartoffelsalat luden zu gemütlichem Mahl ein. In der Küche summte der Teekessel, ohne den sich Markarts kein Abendessen denken konnten.

Freudig nahm man Besitz von den eigenen vier Wänden, aber lange wurde dieser Abend nicht ausgedehnt, denn Frau Markart war dem Umsinken nahe vor Müdigkeit.

„Das Küchengeschirr packen wir morgen vollends aus", sagte sie.

„Morgen, wenn das Kochen losgeht, soll man erst nach den Pfannen suchen?" fragte Bärbel vorwurfsvoll.

„Wir sind beide zu erschöpft, Bärbel."

„Sie schon — i net", entgegnete Bärbel forsch und setzte mütterlich hinzu: „Gehn Sie nur ruhig schlafen. Bis morgen ist alles in Ordnung. Mir macht das nichts aus. Wenn bei uns eine Kuh gekalbt hat, hab' ich auch die ganze Nacht bei ihr im Stall sitzen müssen."

Frau Markart hörte Bärbel mit heimlichen Angstgefühlen noch lange rumoren. Aber am nächsten Morgen war alles blitzblank und aufgeräumt.

Bärbel hatte auch die Hausschwelle von den Eierspuren gesäubert und den Vorplatz gefegt, daß er nur so glänzte vor Sauberkeit. Ja, putzen konnte Bärbel, das mußte man ihr lassen.

Viertes Kapitel

Bruno hat ein Geheimnis

Leider aber vermochte sich die Stütze der Mutter mit den Kindern der Familie Markart nicht zu befreunden. Jos Wohlwollen verscherzte Bärbel, als sie aus ihrem Tanzkleid — denn Jo und sogar schon Linde mußten manchmal hilfreich beim Vater einspringen — einen Flecken derartig kräftig herausrieb, daß ein Loch entstand.

Linde wiederum ärgerte sich über die derbe Art, mit der Bärbel im Garten umgrub und dabei eine Menge Pflanzen herausriß, die Linde bereits in ihr Herz geschlossen.

„Ist ja eh Unkraut und nimmt den anderen die Nahrung fort", sagte das Landmädchen resolut. „Die Stoodterer", womit Bärbel die Stadtleute meinte, „die damischen Stadtfräck, meinen auch, das Kornfeld sei nur für die Mohn- und Kornblumen da. Bunt schaut's schon aus, aber für uns ist das alles Unkraut. Die Herbstastern müssen fort. Die nehmen ja den Rosen alles Licht."

Und sie raufte ingrimmig in den Büschen. Gegen Neckereien des „unbeschriebenen Blattes" zeigte sich Bärbel sehr übelnehmerisch. Das war sie offenbar von ihren Kühen her nicht gewohnt. Dieters Ruhe, der sich im übrigen gar nicht um sie kümmerte, imponierte ihr sichtlich, doch als sie einmal sorgsam gesammelte Zeitungsausschnitte kurzerhand in den Ofen steckte, weil sie dachte, es sei „altes Papiergeschlamp", hatte sie es auch mit ihm verdorben. Nur Bruno stand leidlich mit ihr. Er schätzte es, daß Bärbel einem ehrlichen Ringkampf durchaus nicht abgeneigt war, wobei es ihr auf Püffe und blaue Flecken nicht ankam, und daß er seinen ständigen Bedarf an Draht, Schnur, Nägeln, alten Korken, Kitt, und was er sonst für seine „Unternehmungen" brauchte,

stets mit ihrer Hilfe ergänzen konnte. Sie schaffte es nötigenfalls von zu Hause herbei.

Noch immer war Brunos liebster Aufenthalt unten am Fluß.

Dort knüpfte er seine Freundschaften an, dort verbrachte er seine freien Stunden auf Flößen oder Lastschiffen. Da er freundlich und anstellig war, ließen sich die Schiffer die Gesellschaft des kleinen Jungen gern gefallen, und der Traum seines Lebens war es, einmal den ganzen Rhein hinunterzufahren bis nach Rotterdam.

* *
*

Wieder hatte er an einem schönen Frühlingstag — denn den Winter hatten Markarts nun schon tapfer in dem „tanzenden Haus" überdauert — seine beiden Freunde, die Fischerbuben Mazl und Hannes, aufgesucht, die, vor einem großen, zum Trocknen aufgespannten Netz stehend, Bleikugeln am Rande befestigten.

Bruno saß auf einem Holzstoß und hörte ge-

spannt den Bericht von ihrem letzten, großen Fang mit an.

Plötzlich klatschte etwas weiter oben ins Wasser, und die Knaben sahen ein graues Ding verschwinden, während die Gestalt eines Mannes schleunigst über die Wiesen davoneilte.

„Der hat einen ersäuft", sagte Maxl tiefsinnig.

„Was? Was hat er?" Bruno fuhr aus seiner lässigen Stellung auf.

„No — halt einen ersäuft. Das kommt hier öfters vor."

„Das war ein Hund", bestätigte Hannes. „Für a Katz war das zu groß."

Das graue Etwas trieb jetzt näher. Die Wellen hoben es in die Höhe.

„Des lebt noch, des schwimmt", stellte Maxl in sachlichem Tone fest.

Was dann kam, spielte sich so schnell ab, daß es kaum zu beschreiben ist.

Bruno hatte seinen Rock abgeworfen, die Schuhe abgestreift und war schon im Wasser, ehe Maxl rufen konnte:

„Du bist wohl verrückt?"

Mit dem grauen Etwas im Arm watete Bruno ans Ufer.

Die Buben drängten neugierig herzu.

Der Sack war mit einer festen Schnur zugebunden, die Hannes mit seinem griffesten Messer, um das er von Bruno sehr beneidet wurde, zerschnitt.

Da lag ein junger Hund vor ihnen, gar kein schöner Hund. Blut sickerte aus ein paar großen Wunden.

Er atmete noch schwach, und ein klägliches Winseln drang aus seinem blutigen Schnäuzchen.

„Was ist denn wohl mit dem passiert?" fragte Bruno betreten.

„I mein'", sagte Hannes sachverständig, „den hat ein anderer Hund in die Reißen gehabt, und die Leut' ham gedacht, mit dem ist's eh aus, schmeißen wir ihn gleich ins Wasser. Trag' ihn zurück, Bruno! Aus dem wird doch nichts mehr."

„Nein."

Bruno hob den zitternden, kleinen Körper vorsichtig aus dem nassen Sack.

„Wenn er sterben soll, kann er das auch bei mir. Den nehme ich mit, der gehört mir."

„Hast schon 'was Rechtes!" lachte Maxl. „Den halb toten, halb versoffenen Köter!"

„Das geht dich gar nichts an", entgegnete Bruno gelassen. „Könnt ihr mir nicht einen trockenen, alten Sack geben?"

Hierzu waren die beiden Fischerbuben bereit. Ihr Spielkamerad imponierte ihnen so sehr, sie hatten in ihm einen so guten Kameraden gefunden, daß es ihnen nun doch schien, Bruno handle ganz richtig, wenn er das arme Tierchen mit nach Hause nahm.

„Vielleicht wird es noch ein schöner Hund", gab Hannes zu, als er den zweiten Sack vor Bruno ausbreitete.

„Das heißt, wenn er es erlebt", wandte Maxl ein und schien diese Möglichkeit stark zu bezweifeln.

„Du wirst sehen, was du mit dem Köter noch für Scherereien hast, Bruno", setzte Hannes noch hinzu.

Das dachte dieser allerdings auch, als er mit seiner vorsichtig getragenen Last den Heimweg antrat, nachdem Hemd und Hose in der glühenden Augustsonne notdürftig getrocknet waren.

Sapperlot noch einmal! Da hatte er sich eine schöne Sache eingebrockt. Fast stieg ein Gefühl des Be-

dauerns in ihm auf, daß er das Tier aus dem Wasser gezogen.

Aber nein — das arme Geschöpf einfach ertrinken zu lassen — niemals!

Nein, du sollst leben, sprach er bei sich, das heißt, wenn ich dich durchkriege. Und dann wirst du mein sein, mein Hund. Im August habe ich dich gefunden — Augustus sollst du heißen.

Doch der Vater!

Ein entsetzlicher Gedanke kroch in Bruno hoch, der sich in dem Wort „Hundesteuer" einschloß.

Wo sollte er die denn hernehmen? In Adorf war sie wohl nicht so teuer wie in der Stadt, aber da war sie auch und mußte gezahlt werden.

Wovon?

Allerlei unklare Vorstellungen ballten sich in seinem Gehirn zusammen.

Nun, das kam später. Zunächst galt es einmal ein Versteck ausfindig zu machen, wo er Augustus gesund pflegen konnte.

Und wem sollte er sich offenbaren? Denn er benötigte Hilfe zu diesem Unternehmen. Brunos medizinische Kenntnisse standen auf schwachen Beinen,

außerdem würde der Hund etwas zu fressen brauchen, wenn er am Leben bliebe.

Schwere Sorgen bedrückten das Herz des Knaben, als er sich dem Häuschen näherte.

Tanzendes Haus! Jawohl, hat sich was mit tanzen! Mir ist gar nicht danach zumute, dachte er ingrimmig. Ich habe einfach Angst, ganz verflixte Angst.

Von ferne sah er eine Gestalt im Garten: Bärbel, die Rettiche aus der Erde zog; denn Herrn Markarts Verheißung auf die „eigenen Radieschen" war in Erfüllung gegangen.

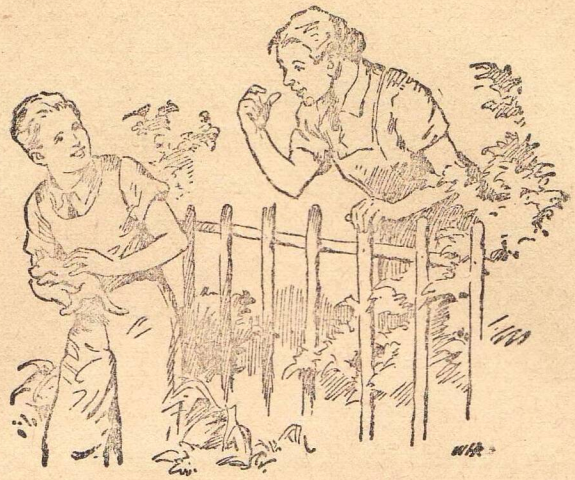
„Bärbel!" rief Bruno leise.

Sie blickte auf, wischte sich die Hände an der Schürze ab und stapfte an den Zaun.

Mit hastigen Worten erzählte der Junge ihr alles.

„Du mußt mir helfen", schloß er. „Vater darf nichts wissen, und auch mit Mutter bin ich gar nicht sicher. Wie das noch werden soll, weiß ich nicht. Aber hergeben tu' ich Augustus nicht, falls er wieder gesund werden sollte."

„Komm'", entgegnete Bärbel kurz.



Im Garten stand ein Schuppen, in dem Geräte, Gießkannen, Handwerkszeug und dergleichen Gegenstände aufbewahrt wurden.

„Da hinter das Faß tust du den Hund", bestimmte Bärbel. „Im Haus ist ein altes Kissen, das mir deine Mutter gegeben hat, um beim Scheuern darauf zu knien. Das bring' ich dir für ihn. Ich kann auch so scheuern. Mir macht das nix. Aber der Hund braucht jetzt ein weiches Lager. Und dann koche ich dir eine Salbe, die haben wir immer beim Vieh."

„Wenn es aber die Mutter merkt?" wandte Bruno ängstlich ein.

Bärbel stutzte.

„Das ist wahr. Ach was, ich weiß 'was Besseres. Ich muß jetzt doch gleich Milch bei uns holen gehen. Da führ' ich die Salbe meiner Mutter gleich aus. Unser Vieh ist ja eben gesund."

* * *

Daß Bruno seine besonderen Wege ging, war den Eltern bekannt. Daß es bei seinem klaren, ehrlichen Charakter keine schlechten waren, nahmen sie ohne weiteres an. Herr Markart war ohnedies nicht dafür, Gewalt anzuwenden bei der Erziehung seiner Kinder. Er lenkte nur unfühlbar mit sanften Zügeln ihre Entwicklung und gab dem Spielraum, was sich bei ihnen zu entfalten trachtete.

Man war also gar nicht befremdet, als Bruno im letzten Augenblick mit glühendem Gesicht zum Abendessen erschien, die Hände sauber gewaschen, wie es Frau Markart unerbittlich verlangte. Auch sein Anzug wies keine verräterischen Spuren auf.

Er bereitete aber seiner Familie dennoch eine Über-

raschung. In einem Augenblick, als das Gespräch eine kleine Stockung erfuhr, sagte er plötzlich, ersichtlich aus tiefen, inneren Erkenntnissen heraus:

„Die Bärbel ist doch ein famoser Kerl."

„Weswegen denkst du das?" fragte Frau Markart, die gerade heute durchaus nicht zu dieser Annahme neigte, denn Bärbel hatte ihr am Nachmittag eine Bluse versengt.

„Ach, nur so", stotterte er verwirrt.

Da in diesem Augenblick Herr Markart ans Telephon gerufen wurde, wo sich ein neuer Schüler anmeldete, entging Bruno weiteren Fragen.

„Es ist der Sohn des großen Blumengeschäftes Edwin Nittemann", sagte Herr Markart. „Frau Nittemann war selbst am Fernsprecher. Sie meinte, der junge Mann müßte erst einige Einzelstunden nehmen, um dann in einen Kursus einzutreten. Er sei ein wenig unbeholfen und linkisch. Nun, die Sache wird sich schon machen. Ich habe zugesagt."

In bester Laune setzte sich Herr Markart wieder zum Abendtisch. Brunos glänzende Kritik Bärbels war vergessen.

Fünftes Kapitel

„Vater, nun weißt du es —"

An einem Sonntagmorgen, als Herr Markart im Garten selber ein bißchen nach dem Rechten sehen wollte, hörte er im Schuppen etwas rascheln. Er trat hinein und horchte.

„Sollten Ratten da sein?" fragte er sich, nahm einen tüchtigen Prügel und schlich sich an das große Faß heran.

Aber wenn der Kaiser von den sieben Wunderbergen dahinter gesessen hätte — Herr Markart hätte nicht erstarrter dastehen können.

„Bruno — was soll das?" rief er laut.

Bruno aber war von solcher Freude erfüllt, daß er alles um sich herum vergaß.

„Er läuft, Vater — Augustus kann laufen!" jubelte er.

Verdutzt schaute Herr Markart auf das kleine, wollige Bündel, das vor Brunos Füßen auf dem Boden herumkroch.

„Was soll das?" fragte Herr Markart nochmals streng.

Der Junge sprang auf.

„Ja, Vater, das ist nun so", sagte er. „Nun weißt du es — ich bin froh darüber. Ich habe den Augustus aus dem Wasser gezogen. Ein großer Hund hatte ihn ganz zerbissen, und sie wollten ihn ersäufen. Und ohne Bärbels Salbe wäre er nicht mehr gesund geworden. Aber nun läuft er wieder — oh, und seine Schüssel hat er auch leer gefressen!" schrie er glückselig.

„Komm' ins Haus zur Mutter", befahl Herr Markart.

Frau Markart machte große Augen, als sie ihren Gatten und Bruno, der Augustus in den Armen trug, herannahen sah.

Brunos Herz klopfte. Aber in den Mienen des Knaben prägte sich eine feste Entschlossenheit aus. Heimlich drückte er das wollige Tierchen an sich.

„Nun sprich!" forderte ihn der Vater auf.

Ohne Umschweife erzählte der Junge alles.

„Und wie hast du das Tier die Zeit hindurch ernährt?" fragte Herr Markart sachlich.

„Er hat jeden Tag mein Frühstücksbrot bekommen", entgegnete Bruno schlicht.

„Hat es dich denn dann nicht gehungert?" wandte Frau Markart ein, einen Blick mit ihrem Mann tauschend.

„Ach, das kann man doch ertragen, Mutter. Ich war froh, als er endlich wieder etwas annahm. Anfangs trank er nur ein bißchen Milch."

Frau Markart staunte.

„Milch?"

„Bärbel hat sie mir von zu Hause mitgebracht."

„Also Bärbel wußte um die Sache?"

„Ich mußte ja Hilfe haben", sagte Bruno kleinlaut.

„Und warum, mein Sohn, kamst du dann nicht zu deinen Eltern?" fragte Herr Markart ganz sanft.

„Ich dachte — ich glaubte — ihr würdet es nicht erlauben, daß Augustus hier bliebe", stotterte Bruno.

Tränen traten in seine Augen.

„Aber ihn hergeben — nein, ich konnte ihn nicht mehr hergeben."

„Und wenn wir es nun doch für richtig hielten, das Tier fortschaffen zu lassen?" fragte Herr Markart.

„Dann —" mit einer Art von verzweifelter Energie richtete sich Bruno auf — „dann nimmt ihn Bärbel mit heim, das hat sie mir versprochen. Und die Hundesteuer, die werde ich mir — verdienen."

Wieder wechselte Herr Markart einen Blick mit seiner Frau.

„Bruno", sagte er dann, „fühlst du es nicht, daß es ein Unrecht gewesen ist, eine solche Sache hinter dem Rücken deiner Eltern durchzuführen?"

„Es war mir ja auch schrecklich", entgegnete der Knabe freimütig. „Ich bin nun so froh, daß ihr es wißt."

„Glaubtest du wirklich, wir würden das arme Tier wieder fortschaffen? Kennst du deine Eltern so wenig?"

„Eigentlich — ja, eigentlich konnte ich es mir nicht vorstellen, Vater. Doch ganz sicher — so ganz sicher, Vater, war ich nicht."

Herr Markart lachte.

„Nun, wenn Mutter auch so denkt wie ich, und ich glaube, sie tut es, dann soll dir deine Geheimniskrämerei verziehen sein. Du darfst Augustus behalten, Bruno."

„Vater!"

„Die Hundesteuer ist deine Sache, die kannst du Mutter nicht zumuten. Für das Fressen des Tieres wird schon Rat werden."

„Es wird aber ein großer Hund werden, sagt Bärbel", wandte Bruno bedenklich ein.

„Vorläufig ist es noch ein kleiner. Bedenke aber, mein Kind, daß du dir mit dem Hund eine Verantwortung und eine Sorge aufgeladen hast. Du mußt voll und ganz für Augustus einstehen."

„Das will ich, Vater", sagte Bruno fest.

Herr Markart klopfte ihn auf die Schulter.

„Dann trage den Hund wieder in den Schuppen. Hier kann man ihn noch nicht lassen. Auch ein Hund braucht Erziehung von klein auf. Du wirst sein Lehrmeister werden, Bruno. Erziehe ihn gut."

Als der Knabe das Zimmer verlassen hatte, sagte Herr Markart, und eine tiefe Bewegung schwang in seiner Stimme:

„Um dieses Kind brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, Marie, das findet seinen Weg durchs Leben."

„Ja, das glaube ich auch", stimmte Frau Markart bei. „Aber Bärbel werde ich mir doch einmal vornehmen. Komplotte mit unseren Kindern hinter unserem Rücken! Da muß reiner Tisch geschaffen werden."

Die Unterredung mit Bärbel verlief in derselben ruhigen, gütigen Art wie die mit Bruno. Bärbel versprach, niemals mehr etwas ohne Zustimmung ihrer Herrin zu tun.

Seit diesem Tage hatte Augustus Heimatrecht im „tanzenden Haus".

Sechstes Kapitel

Johanna

Eines ihrer Kinder aber bereitete Frau Markart Sorge: Jo.

Johanna war das schönste und begabteste Glied der ganzen Familie. Doch leider wußte sie es auch viel

zu genau. Schon in den ersten Klassen fielen ihr bei Schulaufführungen ganz selbstverständlich die besten Rollen zu, sie wurde auf den Schlußbällen der Tanzstunde gefeiert wie kein zweites Mädchen. Wo sich Herr Markart mit seiner ältesten Tochter blicken ließ, erregte er Aufsehen.

Frau Markart beobachtete dies alles mit steigender Besorgnis. Denn allmählich, aber sicher schien Jo die Grenzen sprengen zu wollen, die das Schicksal den Kindern der Familie Markart nun einmal gesteckt hatte.

Ein Beruf war unerläßlich, sowohl für die Knaben wie für die Mädchen: ein Beruf, der ihr späteres Leben gestalten sollte. Jo jedoch zeigte keinerlei Lust zu einer geregelten Tätigkeit.

Und das glänzende Durcheilen der Klassen war bestimmt nicht auf ihren Fleiß oder ihre Strebsamkeit zurückzuführen. Was sich die anderen Kinder erringen mußten, fiel ihr mühelos in den Schoß.

Frau Markart jedoch bemerkte mit dem Schwinden der Kinderjahre an Jo eine gewisse Verdrossenheit, eine Unzufriedenheit mit aller Welt, die sich durch

unfreundliches Wesen gegen die Geschwister kundtat. Auch ärgerte sich Frau Markart öfters über ihre Erzählungen vom Dasein begüterter Klassenkameradinnen, aus denen offenbar Neid sprach.

Frau Markart gönnte ihren Kindern gewiß jede Freude, doch Einladungen in solche Familien stand sie stets mit innerer Ablehnung gegenüber. Jo konnte danach tagelang verstimmt und verdrossen sein, zog Vergleiche zwischen dem Leben, den Kleidern, den Gewohnheiten ihrer Freundinnen und ihren eigenen, und es war nicht das erste Mal, daß Frau Markart sie in bitteren Tränen getroffen, deren Grund sie ahnte, ohne zu fragen.

Jo war auch die einzige von all den Kindern, die dem „tanzenden Haus" keinen Geschmack abgewinnen konnte. Es waren stets Festtage in ihrem Dasein, wenn sie einmal in der Stadt bei einer Schulkameradin übernachten und „ein bißchen Stadtluft schnappen durfte", wie sie sagte.

Als Jo eines Tages mit dem Plan herausrückte, Schauspielerin zu werden, sprach Herr Markart ein entschiedenes Nein. Seine geheime Hoffnung war, daß dieses älteste, von ihm mit stillem Stolz geliebte

Kind den Weg einschlüge, den er selbst gegangen, denn Herr Markart liebte seinen Beruf. Er dachte es sich schön, später mit der Tochter zusammen die Schule noch zu erweitern. Lindes ganze Art zeigte nicht die geringste Veranlagung, ebenso wiesen Dieters und Brunos Entwicklung nach anderen Zielen. Aber Jo wich Gesprächen, die sich diesem Thema näherten, stets geflissentlich aus.

Ach nein, ach nein — Jo wollte nicht Tanz- und Gymnastikstunden geben. Jo wollte etwas ganz anderes vom Leben, was ihr in lockenden, wenn auch noch unklaren Bildern vor Augen gaukelte.

Siebentes Kapitel

Linde besiegt einen Bären

„Die Unzuverlässigkeit der Menschen übersteigt doch alle Begriffe", sagte Herr Markart ärgerlich. „Bei der Quadrille, die für das Fest im ‚Historischen

Verein' eingeübt werden soll, fehlen nun richtig zwei Mitglieder, ein Herr und eine Dame. Sie sind ‚verreist'. Na schön, wenn sie verreisen wollen, dann sollen sie auf den Tanz verzichten. Ich muß die Quadrille jetzt vornehmen und diese beiden Säumigen eben dann noch in Einzelstunden so weit bringen, daß sie mittun können. Dabei rechne ich auf eure Unterstützung. Vier Paare müssen es sein. Ich nehme Jo, Mutter kann mit Dieter tanzen."

„Vater!"

„Ach, ihr bedeppert das doch schnell. Es ist dieselbe Quadrille, die ich schon mal im Reitklub einübte und die ihr kennt", erwiderte Herr Markart auf den zweistimmigen Schrei des Entsetzens. „Die beiden Neuen bilden das dritte Paar. Brauchen wir noch ein viertes: Linde und Bruno. Aber in dieser Woche, wo die zwei Unpünktlichen noch fehlen, springt ihr beiden ein, Jo und Linde."

Wenn der Vater so energisch sprach, gab es keine Widerrede.

Außerdem wußten die sämtlichen Markartschen Kinder viel zu genau, daß sogar der Pfennig ein Geldstück ist, das man ehren muß. Die Einstudierung dieses

Tanzes wurde gut bezahlt, den Teilnehmern kam es nicht darauf an.

Dieter, Johanna, Linde und Bruno sahen die Mutter oft am Abend verzweifelt in ihrem Wirtschaftsbuch herumrechnen, sie kannten die schlimmen Steuertermine, sie kannten die ganzen teuflischen Sorgen, die aus Schuster- und Kleiderrechnungen kriechen können.

Herr Markart besprach mit seinen Kindern offen seine Verhältnisse, und sogar Jo wäre es niemals eingefallen, sich gegen eine Sache zu wehren, die dazu beitragen konnte, die Sorgen der Eltern zu verringern.

So saßen die beiden Mädchen wartend in Herrn Markarts kleinem Privatzimmer, das vom Tanzsaal durch einen Vorhang geschieden war, wo sein Kaffeekocher und eine alte Chaiselongue stand und er sich in den Pausen zwischen den Stunden ein wenig erholen konnte.

* *
*

Im Saal aber übte der Vater mit Herrn Nittemann, dem Schüler, den er mit solcher Freude begrüßt hatte.

Es war wahrlich kein Staat zu machen mit dem jungen Nittemann. Herr Markart hatte seine liebe Not. Ein richtiger Hüne von Gestalt, benahm sich der junge Mensch so unbeholfen und linkisch, daß Herr Markart seine ganze, oft erprobte Geduld zusammenfassen mußte, um dem ihn hilflos Anstarrenden immer wieder die Regeln der Tänze vorzubeten, die Herr Nittemann lernen sollte.

Hinter dem Vorhang schauten die beiden Mädchen zu, wie sich der Vater quälte.

Aber auch Herr Nittemann quälte sich. Sein hübsches, ehrliches Gesicht drückte den ganzen Jammer aus, daß er Herrn Markart, der sich allmählich in Hitze redete, einfach nicht verstand.

Jetzt legte der Tanzlehrer den Arm um den ungeschlachten Schüler. Das Grammophon in der Ecke spielte einen Walzer von Strauß. Herr Nittemann hüpfte wie ein Frosch.

Jo hielt sich den Mund zu, um nicht laut aufzulachen.

„Hat man je solch ein Trampeltier gesehen?“ flüsterte sie.

Die kleine Linde aber stand mit ganz ernstem Gesicht da.

„Er begreift eben die Sache nicht. Vater ist aufgeregt. Vielleicht versteht er ihn deshalb schlechter“, entgegnete sie.

„Mehr Ruhe!“ keuchte Herr Markart. „Mehr Ruhe! Sie springen ja wie ein Ziegenbock, Herr Nittemann.“

Herr Nittemann blieb stehen.

„Ich glaube, es ist besser, wir geben die Stunden auf“, sagte er traurig.

„Ruhen Sie sich einen Augenblick aus“, entgegnete Herr Markart freundlicher, denn er bereute es schon, den unbegabten Schüler heftig angefahren zu haben.

Herr Nittemann setzte sich auf einen der Stühle, die an der Wand entlang standen. Trübselig starrte er vor sich hin.

Das Grammophon dudelte seine heiteren Weisen fröhlich in dem leeren Raum weiter.

Herr Markart trat hinter den Vorhang. Er wischte sich die Stirn.

„Ich denke, er hat recht", sagte er seufzend. „Es ist das erste Mal, daß es mir nicht gelingt, über einen Unbegabten Herr zu werden. Diese Stunden sind eine Qual für uns beide. Mir tut nur seine Mutter leid. Sie hoffte so viel von ihnen für die Auflockerung seines schwerfälligen Wesens."

Da stand Linde plötzlich vor dem Vater. Ihr Gesichtchen war puterrot, ihre Augen glänzten verräterisch.

„Mir tut der arme Herr Nittemann leid", sagte sie. „Vater, vielleicht schaffe ich es, laß es mich einmal mit ihm probieren."

„Dich —?"

In maßlosem Staunen blickte Herr Markart auf die kleine, zierliche Linde.

„Du willst Herrn Nittemann das Tanzen beibringen? Der tritt dir ja gleich bei den ersten Schritten die Zehen fort."

„Ich möchte es doch versuchen", beharrte Linde fest.

„Na, dann versuche es. Ich betrachte die Sache als ‚letzten Versuch'. Meine Kraft ist am Ende."

„Deine Geduld, Vater", schaltete Linde ruhig ein.

„Nanu!"

Herrn Markarts Erstaunen wuchs ins Ungemessene. Was war denn in sein stilles Töchterchen gefahren?

„Also komm'", sagte er kurz.

Herr Nittemann blickte förmlich entgeistert auf, als Herr Markart ihm die kleine Linde zuführte.

„Ich halte es für besser, Sie tanzen gleich richtig als Herr", sagte er. „Vielleicht geht es dann besser. Hier stelle ich Ihnen meine Tochter Linde vor. Nun

engagieren Sie — Verbeugung — so, das war gut. Und jetzt legen Sie den Arm um sie — nicht so krampfhaft, Sie krallen sich ja förmlich in das Kleid ein. So — lose, elegant."

„Ich kann nicht", stöhnte Herr Nittemann erschöpft und verzweifelt.

Da schaute Linde zu ihm auf mit ihrem lieben, einfachen Gesicht.

„Es wird schon werden, Herr Nittemann", tröstete sie in mütterlichem Ton den jungen Riesen. „Vater schaut jetzt gar nicht zu. Wir machen die Sache ganz allein. Wenn wir was können, dann überraschen wir ihn. So, und jetzt passen Sie auf!"

Herr Markart und Jo kamen aus dem Erstaunen nicht heraus. Tanzen konnten ja sämtliche Markartschen Kinder, das „lag ihnen im Blut", wie ihr Vater sagte.

Doch Tanzen einem anderen beibringen und noch dazu einem solch tolpatschigen Schüler — nein, dies hatte noch keines versucht.

Mit verzweifelter Entschlossenheit riß die kleine Linde den jungen Bären herum.

Und wirklich — was alle Kunst Herrn Markarts

nicht zuwege gebracht, das erreichte Lindes praktischer Zugriff. Der Bär verstand ihre Sprache besser als die des Vaters, er wurde nicht ängstlich bei ihrem lachenden Tadel, ihr Lob ließ ihn über das ganze Gesicht erstrahlen.

Und Linde lobte, wo es gar nichts zu loben gab, einfach aus dem Bestreben heraus, Herrn Rittemanns übergroße Ängstlichkeit zu bannen.

* * *

Nun, er lernte den Walzer auch in dieser Stunde noch nicht, doch den Vorsatz, die Tanzstunden aufzugeben, schien er ganz vergessen zu haben, als er, erhitzt und glühend wie seine kleine Lehrerin, ihre Hand mit seinen gewaltigen Tatzen umschloß und voll ungeheurer Begeisterung sagte:

„Auf Wiedersehen, Fräulein! Nun glaube ich doch, daß ich es noch kriege, nun glaube ich doch, daß ich noch das Tanzen lerne. Wie wird sich meine Mutter freuen!"

„Linde", sprach Herr Markart, als er inmitten

seiner Töchter dem „tanzenden Hans“ zustrebte, „wenn du mit dem Nittemann fertig wirst, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß du das Honorar für die Stunden von mir bekommst.“

Die Kleine sah erstaunt auf.

„Vater!“

„Na klar — und mir ist noch ein großer Gefallen damit getan. Was willst du denn mit dem Mammon anfangen, Kleine?“

„Mutter eine Strickweste kaufen zu Weihnachten“, entgegnete Linde unverzüglich. „Ihre alte ist schon so schäbig.“

„So, ist sie das?“ wunderte sich Herr Markart. „Das habe ich noch gar nicht bemerkt.“

„Ja, du“, sagte Linde ernsthaft. „So etwas entdecken Männer nicht. Da sehen wir Frauen schon schärfer.

Herr Markart blieb mitten auf der Straße stehen, und vor allen Leuten gab er der vierzehnjährigen kleinen „Frau“ einen Kuß auf den Mund.

Achtes Kapitel

Augustus

Seit diesem Tage besaßen Herr Markart und seine Tochter Linde ein Geheimnis miteinander.

Linde flüsterte ihrem Vater am Abend, wenn sich alles um die Lampe versammelte, zu:

„Ich habe eine ‚Wundervolle' gesehen — Braun mit Rot und ein ganz kleines bißchen Grün."

„So — Grün war auch dabei?" fragte Herr Markart angeregt.

Und dann setzte sich diese der übrigen Familie, außer Jo, vollständig unverständliche Unterhaltung in einem noch leiseren Ton fort.

Frau Markart hatte keine Ahnung, daß das Komplott der beiden sie betraf, vielmehr ihre Weste, die sie in aller Harmlosigkeit weitertrug, wiewohl sie allerdings ihre Glanztage schon bedenklich lange hinter sich hatte.

Du lieber Himmel, wo hätte sie denn auch eine

Hoffnung auf eine neue Weste hernehmen sollen? Das „unbeschriebene Blatt" brauchte nötigst neue Wintermäntel, die auf dem Weihnachtstisch liegen sollten. Nein, wenn jemand zurückstehen mußte, dann war es immer sie.

Aber ich komme ja auch nirgends hin, dachte Frau Markart, falls ihr doch mal ein kleiner, rebellischer Gedanke aufstieg. Und damit war die Sache für sie erledigt.

Es verhielt sich aber so, daß Herr Markart seiner Tochter Linde würdevoll erklärte, für die Bekleidung der Frau zu sorgen, sei Angelegenheit des Mannes, und da eine Weste ein Bekleidungsstück sei, fiele sie auf ihn.

Anderseits würde er ihr sehr dankbar sein, wenn sie, Linde, ihn berate, denn hinsichtlich solcher Dinge sei er ein bißchen dumm. Linde aber könne ihr Honorar für andere Zwecke ausgeben.

„Was Mutter anbelangt, so kaufe ihr doch etwas, was ihr Freude macht", sagte Herr Markart. „Etwas, was sie sich nicht kaufen und was ihr von uns auch niemand schenken würde, weil leider immer so viele nötige Dinge zu berücksichtigen sind. Aber es

gibt so entzückende kleine Lebensbereicherungen, die einem Fest eine besondere Weihe geben."

Herr Markart blickte bei diesen Worten gedankenvoll vor sich hin.

Das scharfe Auge Lindes aber sah einen sehnsüchtigen Ausdruck in seinen Augen, und ihr fiel ein, daß sich Vater seit längerer Zeit schon die Zigarre am Abend verkniff. Sicher hatte er wieder mal Geldsorgen. Oder sparte er für die Weste? Sie lächelte geheimnisvoll.

Ja, Geheimnisse gab es um diese Zeit genug im „tanzenden Haus."

Außer Linde war da noch ein zweiter „Verdiener", der abends im Bett wieder und wieder seine Kasse zählte.

Doch Bruno — der sich durch Botengänge, Einpauken bei unbegabten Kameraden, Handreichungen im Haushalt einen kleinen Fond anlegte — hatte es nicht so leicht wie Linde, unter deren energischer Führung Herr Nittemann nun endlich so weit gediehen war, daß er nach Weihnachten einem offiziellen Tanzkurs angegliedert werden konnte.

Bruno war Vater eines Hundekindes — und Bruno hatte Sorgen.

Augustus entwickelte sich erstaunlich schnell und kräftig. Das wollige Körperchen streckte sich, das Haar wurde glatt, der Hund stand auf vier langen Beinen mit großen Pfoten.

Bärbels Voraussagung bewahrheitete sich: er wuchs rasch und unaufhaltsam zu einem schönen, starken Wolfshund heran.

Aber mit dem Körper wuchs auch der Appetit — Augustus brauchte volle Schüsseln. Die Abfälle des Haushalts genügten nicht mehr. Hundekuchen und Bruchreis ergänzten sie. Bruno, sein Herr, mußte arbeiten für seinen Hund.

Doch nicht nur der Appetit wuchs, es wuchs auch der Eigenwille und Übermut des jungen Tieres. Augustus zeigte eine unüberwindliche Neigung, alles zu zernagen und zu zerbeißen, er nahm es mit der Reinlichkeit in den Zimmern, in die er ab und zu gelassen wurde, nicht sehr genau — kurz, Augustus stellte ein ungezogenes Hundebaby dar, das erzogen werden mußte. Und diese Erziehung fiel auf Bruno.

Es war schwer, sehr schwer für den Jungen.

Wann sollte er den Hund strafen, wann seine Dummheiten als jugendlichen Leichtsinn durchgehen lassen?

Bärbel war für das Handfeste.

„Einmal ordentlich Dresche — das merkt er sich."

Und wirklich, als ihn das derbe Mädel nach einer schrecklichen Untat — er hatte ein gutes Hemd Herrn Markarts von der Leine gerissen und zerfetzt — tüchtig verwalkte, ging Augustus im weiten Bogen jeder Wäsche aus dem Wege.

Manchmal stieg ein leises Gefühl des Bedauerns in dem Knaben in die Höhe, sich die Sorge um das Tier aufgeladen zu haben. Doch wenn ihm dann Augustus vor Freude winselnd entgegensprang, wenn er sich auf den Boden legte und mit drolligen Gebärden zum Spielen aufforderte, dann war alles vergessen.

Der Hund hing fast ausschließlich an Bruno. Höchstens brachte er Bärbel eine mit Respekt gemischte Zuneigung entgegen, denn er verdankte ihr manchen heimlichen guten Bissen.

Die übrigen Familienmitglieder jedoch standen dem gewalttätigen Tier ziemlich ablehnend gegenüber. Das „unbeschriebene Blatt", Renate und Detlev, hätten gern eine begeisterte Freundschaft mit Augustus ge-

schlossen, doch Frau Markart fürchtete, er könne die Kinder belecken, was er in seiner jugendlichen Freude auch sicher getan hätte, und hielt sie von ihm zurück. Linde ärgerte sich, daß er im Garten große Löcher grub und ihre gelegten Blumenzwiebeln herausbuddelte, die er für wunderschöne „Ballis" zum Spielen ansah und durch den ganzen Garten rollte.

So fürchtete das Anspringen, Frau Markart konnte ihm das neue Hemd noch nicht verzeihen, Dieter betrachtete den Hund mit philosophischer Ruhe — und Herr Markart?

Heimlich beobachtete er seinen kleinen Jungen, der so tapfer Vatersorgen für das ungebärdige Hundekind trug, denn Bruno klagte nie. Er machte sich wohl seine Gedanken, wie das Problem Augustus zu lösen sei, nachdem ihm die Hauptperson des Hauses, Frau Markart, zumindest nicht freundlich gegenüberstand. Doch als diese einmal vom „Verkaufen" sprach, sagte er ernst:

„Davon kann keine Rede sein — von unserer Seite wenigstens nicht, Marie. Das hieße, dem Jungen eine Wunde schlagen, die er vielleicht im Leben nicht verwinden würde. Dieser Entschluß kann höch-

stens in Bruno selbst reifen. Ich halte es übrigens für ganz gut, daß er das Gebot von den übernommenen Pflichten, die erfüllt werden müssen, an sich erfährt. Und soweit ich meinen Buben kenne, wird er sich ihnen nicht entziehen wollen."

„Du magst ja recht haben", sagte Frau Markart ergeben, doch die Zahl zehn, die das schöne Hemd in Mark gekostet, konnte damit nicht gestrichen werden. Wie lange hatte sie sparen müssen, bis sie den Verlust zu ersetzen vermochte, wenn auch das zerrissene Hemd noch gut für Detlev zu verwenden war; der brauchte noch wenig Stoff, und für ihn reichte der unversehrt gebliebene Rest.

Nein, Herr Markart hatte recht, Bruno dachte nicht daran, sich von Augustus zu trennen.

* *
*

Und allmählich nahm das wilde Tier gesittetere Manieren an.

Aber Augustus' großer Tag stand bevor, an dem er sich das restlose Wohlwollen und die Liebe des

ganzen Markartschen Hauses einschließlich des „Ministers des Innern", Frau Markarts, erringen sollte.

Es war an einem Sonntagnachmittag, als sich die Famile zu dem üblichen Spaziergang rüstete. Darauf hielt Herr Markart. Die ganze Woche über sah man sich eigentlich nur bei den Mahlzeiten, und da auch nur beim Morgenkaffee und Abendbrot, denn Herr Markart und die vier größeren Kinder aßen mittags der Entfernung wegen in der Stadt. Augustus aber erhielt an diesen Tagen Hausarrest, um das Anwesen zu bewachen. Zur Obstzeit hatte die zurückkehrende Familie einmal deutliche Spuren von Einbrechern bemerkt, die unter den gerade reifenden Äpfeln gewaltig gehaust hatten.

Bärbel wollte zu ihren Eltern.

Als die Familie sich nach einem tüchtigen Marsch in der frischen Dezemberluft wieder dem „tanzenden Haus" näherte, blieb Frau Markart plötzlich stehen.

„Was ist denn das?" fragte sie unsicher.

Kein Zweifel — vor ihrem Heim war eine Menschenansammlung.

„Augustus!" schrie Bruno auf.

Er hatte die heulende Stimme des Hundes vernommen — doch es klang dumpf, als sei er eingesperrt.

„Das ist etwas mit Augustus!"

Und schon rannte er in großen Sprüngen querfeldein, Dieter ihm nach. Da merkten sie, daß die Luft nach Brand roch.

Ein Mann löste sich aus der Menschenansammlung und kam auf die Knaben zu.

Es war der nächste Nachbar, der gegenüber ein Anwesen hatte.

„Braucht euch nicht zu erschrecken", sagte er gutmütig. „Es ist schon wieder alles in Ordnung."

„Was war mit Augustus?" fragte Bruno ganz atemlos.

Augustus saß offenbar im Schuppen eingesperrt. Als er Brunos Stimme hörte, ging sein Heulen in ein freudiges Winseln über.

„Ja, dem Hund dürft ihr dankbar sein", fuhr der Nachbar fort. „Der hat euch großen Schaden verhütet. Ich hab' ihn immerfort bellen und winseln hören. Denk' ich, willst doch mal nachschauen, was der Köter hat. Wie ich an den Garten komme, sehe

ich, daß Augustus immer nach den Giebelzinnen hinauf bellt — und mir stehen die Haare zu Berge, ich sehen einen flackernden Feuerschein. Nun gab es kein Besinnen. Ich habe meine ganze Familie und den anderen Nachbar alarmiert — und nun nichts wie 'rein. Aber der Hund war ja wie toll. Wir hatten die größte Mühe, bis wir ihn in den Schuppen getrieben hatten. Die Haustür haben wir aufgebrochen. Na, und da oben, wo die Bärbel haust, da war ein ganz schönes Feuerchen. Nun, wir konnten es ja löschen ohne Feuerwehr. Und der Schaden ist nicht sehr groß. Die Vorhänge sind futsch und ein paar alte Kledaschen, und das Gebälk am Fenster ist angesengt. Aber wenn der Hund nicht so gewinselt hätte, wer weiß, ob nicht das ganze Häusel in den Himmel getanzt wäre."

Mit einem Satz war Bruno beim Schuppen und riß den Riegel zurück. In wilder Freude sprang der Hund ihn an. Hund und Knabe hielten sich umschlungen, und Brunos Tränen fielen auf Augustus braunes Fell.

„Nie gebe ich dich her! Nie, nie, nie!" flüsterte er dem aufgeregten Tier zu.

Dasselbe sagte auch Herr Markart, nachdem sich der erste Schrecken gelgt hatte.

„Augustus hat sich Heimatrecht erworben bei uns", sprach er. „Er hat es sich verdient, als Glied der Familie gehalten zu werden. Und die Hundesteuer zahle ich, Bruno."

Die große Frage aber war nun: Wie kam das Feuer in Bärbels Kammer aus?

Es setzte Ströme von Tränen bei ihr, als sich die Sache endlich klärte.

Bärbels Kammer besaß kein Licht. Das Mädchen hatte eine Kerze, und die hatte sie angezündet, um eine unter das Bett gefallene Nadel zu suchen.

Ach ja, Bärbel, dumme Bärbel!

Sie stellte die brennende Kerze aufs Fensterbrett und vergaß sie auszublasen, als sie zu ihren Eltern ging.

Der Wind trieb den Vorhang darüber, der nach langem Glimmen endlich in Flammen aufging, die Augustus' Aufmerksamkeit erregten.

An diesem Abend saß der Hund zum ersten Male bei der Familie im Zimmer, als „feierlicher Ehrengast", wie Dieter sagte, dicht an Brunos Knie ge-

schmiegt. Jedes der Kinder eiferte, ihm etwas Freundliches zu tun.

Augustus wedelte begeistert. Doch die ganze Hingabe seines treuen Hundeherzens lag in den Blicken, mit denen er zu seinem kleinen Herrn aufschaute.

Neuntes Kapitel

Weihnachten im „tanzenden Haus"

Um diese Zeit sahen die Eltern oft ihre Kinder alle zusammen in einem Winkel der Wohnung. Dann wußten sie, da fanden ernsthafte Beratungen statt.

Mit einem gefüllten Beutel durch die Straßen gehen und einkaufen ist leicht.

Aber im Hause Markart mußte die Kunst geübt werden, aus einem Nichts hübsche Überraschungen hervorzuzaubern. Das kostete Anstrengung und schwierige Überlegungen.

Linde allerdings war dieses Jahr Kapitalistin. Sie

war auch sofort bereit, einen Teil des Nittemannschen Geldes an die Geschwister abzugeben zum Erwerb von Geschenken für die Eltern. Doch dem widersetzte sich Dieter energisch.

„Wir haben es immer so gehalten", sagte er in seiner ruhigen Weise, „daß wir das ganze Jahr gearbeitet und gespart haben für Weihnachten. Warum sollte es uns diesmal in den Schoß fallen, nur darum, weil du dich mit diesem Nittemann geplagt hast, Linde? Nein, ich für mein Teil habe mein Geschenk für die Eltern. Hier ist es."

Er zog ein dickes Heft hervor und legte es vor die Geschwister hin.

Verwundert schlug Jo den Deckel auf.

„Leo Schlageter — ein Drama", las sie verwundert. „Oh, Dieter, du hast ein Drama geschrieben?"

„Es ist nur ein Versuch", entgegnete der Bruder bescheiden. „Doch die Eltern sollen ihn haben, eben weil es mein erster ist."

„Du willst ein Dichter werden, Dieter?"

„Ich glaube, werden kann man das nicht", sagte Dieter nachdenklich. „Man ist es, oder man ist es

nicht. Wenn man es ist, kommt es eines Tages von selbst heraus. Wenn man es nicht ist — na, lernen kann man das bestimmt nicht, Jo. Das muß von innen kommen. Ob ich das Zeug dazu habe, weiß ich nicht. Auf alle Fälle war es mir eine große Freude, das Stück zu schreiben."

„Und es wird auch den Eltern Freude machen", sagte Linde bestimmt.

„Hinsichtlich deines Honorars, Linde", wandte sich Dieter der kleinen Schwester zu, „möchte ich dir vorschlagen, du teilst es. Die Hälfte gibst du jetzt aus, mit der anderen Hälfte legst du ein Sparkassenbuch an. Ich habe schon mit den Eltern gesprochen. Sie finden das sehr vernünftig."

„Ja — wenn du meinst — und wenn die Eltern meinen —" zögerte Linde. Einige üppige Pläne schrumpften dabei zusammen.

„Sie meinen es", sagte Dieter kurz.

„Dann will ich das Geld dem Vater bringen", schloß Linde energisch. „Vater weiß am besten, was man damit anfängt."

Weiter ergab sich, daß Jo und Linde aus Seide und Tuchresten, die sie von den Klassenkameradinnen

gesammelt hatten, ein wunderschönes, geschmackvolles Kissen für das Herrenzimmer gearbeitet hatten, eine mühevolle Arbeit. Doch nun war es fertig und lohnte die Hingabe, mit der die Mädchen das kleine Kunstwerk schufen. Jo tat das Beste daran. Sie stimmte die Farben ab, ordnete sie zu Formen und gab dem Ganzen einen vornehmen Rahmen. Die gewissenhafte Ausführung, das genaue Nähen der vielen Nähte überließ sie Linde, das lag Jos vorwärtsstürmender Phantasie nicht.

Bruno hatte für die Eltern das Goethebüchlein gekauft, das sich die Mutter einmal gewünscht. Auch der Vater verehrte den großen Dichter.

Blieben die beiden Kleinen, für die man sich Überraschungen aussinnen mußte, die in ihren Kräften lagen.

Renate häkelte unter Jos und Lindes Leitung für die Mutter zwei Eierwärmer, für Vater arbeitete sie einen Tintenwischer aus Lederstückchen, bei dem man wieder Jos geschickte Hand erkannte. Der kleine Detlev aber trat mit „Zeichnungen" an, zu denen er stolze Erklärungen abgab. Am lustigsten war ein Abbild des „tanzenden Hauses", unter das Bruno vier

hüpfende Füße gemalt hatte. Es sah so übermütig aus, daß es später bei der Bescherung den größten Erfolg erzielte, was den kleinen Maler sehr beglückte.

So war alles bestens erledigt.

Die Geschenke, die die Eltern ihren Kindern aufzubauen hatten, hielten sich ebenfalls in sehr bescheidenen Grenzen, doch sie erfüllten heimlich erlauschte Wünsche.

Und erfüllte Wünsche, von denen man gar nicht ahnte, daß der andere sie wußte, sind doch stets die größten Freuden.

Das Abendessen hatte am Weihnachtsabend ebenfalls einen festlichen Anstrich.

Kurz, man feierte im „tanzenden Haus", die Eltern feierten mit den Kindern, und Bärbel, die wackere Gehilfin, und Augustus, der treue Hund, feierten mit ihnen.

Als man gerade beim Punsch saß, schellte es.

„Wer kann denn heute abend noch kommen?" wunderte sich Herr Markart.

„Vielleicht ist es ein Weihnachtspaket?" vermaßte Jo.

„Ach nein, wer sollte uns ein Weihnachtspaket schicken?" entgegnete Frau Markart. Weder sie noch ihr Gatte hatten nähere Verwandte.

Bärbel war öffnen gegangen. Ein lauter Schrei drang in das Zimmer.

Alles drängte nach dem Vorplatz. Da stand, dick verschneit, ein richtiger Weihnachtsmann, ein junger Bursche, und vor ihm ein großer Korb, reich mit Blumen verziert, aus dem Flaschen und Büchsen verlockend hervorsahen. Im Arm aber hielt er, fest eingewickelt, ein großes Paket.

„Sie entschuldigen, daß ich so spät komme", begann er lachend. „Aber ich hatte so viel auszufahren. Eine Empfehlung von Frau Nittemann an Herrn Markart. Und das —" er sah sich im Kreise um — „soll ich an Fräulein Linde Markart abgeben von dem jungen Herrn."

„An mich?"

Linde wurde puterrot. Der Bote schien sich selbst über das „Fräulein" im kurzen Röckchen und Hängezopf zu wundern.

„Ja, so wurde es mir aufgetragen", schloß er, Linde das Paket in den Arm drückend.

WILLY HELMIG

„Aber das ist ja eine ganz große Überraschung!“ rief Herr Markart. „Kommen Sie doch herein, Mann Gottes! Wir sind gerade beim Punsch. Ich meine, ein Glas wird Ihnen gut tun.“

„Ich habe zwar noch einiges auszufahren“, sagte der Bote, „indessen — ein warmer Schluck wäre nicht zu verachten.“

Er trat sich vor der Tür den Schnee von den Füßen, schüttelte den Mantel ab und saß dann gemütlich im Kreis der Markartschen Familie bei Punsch, Lebkuchen und Frau Markarts berühmtem Weihnachtsgebäck am Tisch, während Herr Markart in seiner recht schmal gewordenen Börse ein fürstliches Trinkgeld zusammensuchte.

Linde aber hielt mit seligem Lächeln eine blühende Kamelie auf dem Schoß.

Spät in der Nacht, als das ganze „tanzende Haus“, bis auf die Eltern, schon schlief, las Herr Markart die erste Dichtung seines ältesten Sohnes. Gewiß, sie hatte ihre in die Augen fallenden Mängel, war weder technisch noch im Dialog irgendwelchen fachmännischen Ansprüchen genügend — und doch — und doch . . .

Herr Markart ließ das Buch sinken. Sinnend blickte er in das Feuer des Ofens, auf das Frau Markart eben für die Nacht einige in Papier eingewickelte Briketts gelegt.

„Es will etwas werden, Marie", sagte er. „Es will sich etwas gestalten. Man muß ihm Ruhe lassen, damit es sich entfalten kann."

Zehntes Kapitel

Frau Markart hat Sorgen

Jo hatte eine Freundin, eine richtige, echte Freundin. Ganz allmählich hatte sich diese Freundschaft entwickelt die damit anfing, daß die begabte Jo der nicht besonders begabten Ute Seibold bei den Hausaufgaben zur Hand ging.

Nachdem das Pensum erledigt war, blieb dann Jo stets noch zum Kaffee bei der Famile, und es ergab sich nicht selten, daß Frau Seibold bei Markarts an-

rief und Jo für den Abend frei bat. Herr Seibold ließ sie später in seinem eleganten Auto nach Hause fahren.

Frau Markart beobachtete die sich immer mehr festigende Freundschaft der beiden Mädchen mit wachsender Sorge.

Denn ohne daß es Jo zum Bewußtsein kam — es ging eine Veränderung mit ihr vor. Neigte Jo schon früher oft zu Vergleichen mit dem elterlichen Heim und der Lebensführung anderer Leute, so wuchs diese Unzufriedenheit jetzt sichtbar.

„Ute hat das — Ute tut das — Frau Seibold findet, daß man nur in den und den Geschäften kaufen kann" — waren Redensarten, die man von Jo jeden Tag hören konnte.

Frau Markart schwieg. Eines Abends aber, als die Kinder schon schliefen, breitete sie ihre Sorgen vor ihrem Gatten aus.

„Ich sehe, daß sich Jo immer mehr von uns entfernt", sagte sie. „Doch es ist bestimmt nicht mütterlicher Egoismus von mir, wenn ich die schwersten Bedenken gegen diesen Verkehr hege. Jo ist das Kind aus armem Haus. Was nützt es ihr, wenn sie bei

Seibolds eine Art von Lebensführung kennenlernt, die der unsrigen ganz entgegen ist? Sie wird mit großen Ansprüchen erfüllt, denen wir nie genügen können. Was uns als Luxus erscheint, ist diesen Leuten selbstverständliches Bedürfnis. Wünsche wachen in ihr auf, die sie früher nie gekannt hat. Heinz, ich vermag mir nicht zu helfen, aber ich halte den Verkehr bei Seibolds für ein direktes Unglück für Jo. Was wartet ihrer denn später? Sie muß nach der Schulzeit einen Beruf ergreifen, muß arbeiten für das tägliche Brot. Und gesetzt den Fall, sie heiratet — ich glaube nicht, daß sich der Nabob selber aufmacht, um gerade unsrer Jo seine unermeßlichen Reichtümer zu Füßen zu legen."

Herr Markart lachte.

„Ja, das glaube ich auch nicht. Und es ist auch gar nicht nötig zu ihrem Glück. Haben wir es bereut, Marie, daß wir uns geheiratet? Ich weiß es, armes Weib, du hast es nicht leicht, du bringst dein ganzes Leben zu in Sorgen für Mann und Kinder. Doch glaubst du, du wärest glücklicher geworden, wenn du einen anderen Mann genommen hättest?"

„Nein, Heinz."

Frau Markart legte die Arme um den Hals des Gatten.

„Es hat schon alles so sein müssen, und ich wollte es nicht anders, Lieber! Meine Sorgen sind mir liebe Sorgen, da weiß man wenigstens, wozu man auf der Welt ist."

„Doch um wieder auf Jo zu kommen — ich kann deine Bedenken beim besten Willen nicht teilen, liebste Marie."

„Heinz, du glaubst nicht, daß für Jo aus dieser Bekanntschaft noch schwere Gefahren erwachsen?"

„Doch, das glaube ich."

„Und trotzdem, Heinz —?"

„Ja, trotzdem, Marie — trotzdem halte ich die Sache für gut. Siehst du, für Linde, Dieter oder Bruno würde der Verkehr in diesem reichen Haus durchaus keine Versuchung bedeuten. Sie würden durchgehen, aber stets das bleiben, was sie sind. Bei Jo ist es anders. Die Verhältnisse gewinnen Macht über sie."

„Das ist es ja gerade, was ich fürchte", fiel Frau Markart ein.

„Marie", sagte Herr Markart sanft, „können

wir unsere Kinder von den Gefahren absperren, die ihrer warten? Dürfen wir das? Sind wir ewig bei ihnen, um sie zu schützen? Nein, sie müssen es lernen, auf eigenen Füßen zu stehen und sich doch zu behaupten. Ich bin mir ganz klar, daß für Jo in diesem Hause noch allerlei Kümmernisse warten, so gut es Seibolds zweifellos mit ihr meinen. Nun wohl, sie muß damit fertig werden, muß sie überwinden. Das einzige, was wir dabei tun können, ist, ihr den Weg ins Elternhaus stets weit offen zu halten. Nietzsche sagt: ‚Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.' Es liegt ein großer Segen im Kampf, Marie. Ohne Kampf kein Sieg. Lasse Jo ruhig ihren Kampf auskämpfen und begnüge dich, mit deiner mütterlichen Liebe hinter ihr zu stehen."

Frau Markart war von dieser Ansicht ihres Gatten nicht überzeugt.

Zweifelnd blickte sie vor sich hin.

„Was würde wohl geschehen, wenn wir Jo den Verkehr bei Seibolds verböten?" fuhr Herr Markart fort, der in dem Gesicht seiner Frau deutlich die Ablehnung las, die sie bewegte. „Jo würde an dort wie an das verbotene Paradies denken, sich unab-

lässig danach sehnen und sich gegen die Maßnahmen ihrer Eltern verbittern, die sie von ihrem Standpunkt aus nicht begreifen würde. Wäre es schlechte Gesellschaft — ja, da würde ich ohne weiteres ein Machtwort sprechen. Doch Seibolds sind bestimmt gute, liebenswerte Menschen. Darum lasse den Dingen ihren Lauf. Oft haben sich Verhältnisse, denen ich widerstrebte, ganz von selbst, ohne mein Zutun, auseinandergezogen, aufgelöst. Man muß Vertrauen haben können, Marie, zu sich und anderen. Man muß auch mal zu einer Sache ja sagen können, zu der man nein sagen möchte. Habe mal ruhig das Vertrauen zu unserm Kind, daß es sich nicht verlieren wird. Das wird Jo viel mehr Stütze sein als ein hartes Verbot."

„Ja, Heinz, wenn du die Sache von dem Standpunkt siehst", sagte Frau Markart zögernd. „Nun, ich will an Jo glauben. Ach, Heinz, es ist die Geschichte mit der Hühnermutter, der die jungen Entlein davonschwimmen."

„Sollen sie, sollen sie", lachte Herr Markart. „Sie können ja doch nicht ewig auf dem Wasser bleiben — einmal kehren sie ans Ufer zurück."

Frau Markart seufzte.

„Du unverbesserlicher Optimist! Aber du magst recht haben. Und nun wollen wir ins Bett, es ist schon zwölf Uhr."

* *
*

Frau Markart ging stets noch einmal durch die Kinderschlafzimmer, ehe sie sich niederlegte. In der „Zigarrenkiste", einem kleinen, länglichen Raum zur rechten Seite des Erkerzimmers, das den Eltern und den beiden Kleinen als Schlafraum diente, schliefen Dieter und Bruno. So ruhig und gelassen, wie Dieters Wesen war, schlief er auch. Sein klares Gesicht lag ein wenig nach hinten gedrückt in den Kissen. Vollständige Entspannung und Gelöstheit drückte sich darin aus.

„Mein Großer!" sagte Frau Markat bei sich. „Auf dich kann ich mich verlassen. Das Unrecht müßte noch erfunden werden, das du einmal begehen würdest."

Bruno träumte — er warf sich unruhig herum.

„Es kommt aber ein Schiff!" rief er. „Warum wollt ihr mich nicht ans Ufer lassen?"

Frau Markart rief ihn leise an. Bruno erwachte, erkannte die Mutter, lächelte beruhigt und wendete sich auf die rechte Seite.

Linde und Jo bewohnten die „Jungfernkammer", das andere, schmale Stübchen zur linken Seite der Eltern.

Lindes Kindergesicht lag wie ein pausbackiger Apfel auf dem Roßhaarkissen, das sie seit ihrer Babyzeit benützte. Die beiden Zöpfe baumelten rechts und links vom Bett herab. Es ruhte eine große, süße Unschuld über dem schlafenden Kinde.

Um Jos ebenmäßiges Gesicht geisterte der Mondschein. Eine Falte stand auf der weißen Stirn. Der Mund war fest geschlossen. Jo sah in dem silberklaren Licht wie ein schönes Gebild aus weißem Marmor aus.

Frau Markart zog den Vorhang übereinander. Nun war es dunkel im Zimmer. Dann ging sie leise hinaus.

Renate und Detlev schliefen in ihren Gitterbettchen den tiefen, traumlosen Schlummer sorgloser Kindheit.

Elftes Kapitel

Versuchungen

„Mutter, Seibolds geben nächstens einen Ball."

„So?" entgegnete Frau Markart, in der sofort allerlei schlimme Ahnungen aufstiegen.

„Interessiert dich das gar nicht, Mutter?"

„Nein. Das ist doch Seibolds eigene Sache."

„Aber, Mutter, Frau Seibold meinte — weil Ute sagte, sie hätte gar kein Vergnügen daran, wenn ich nicht dabei sei — ich solle —"

„Jo!"

Frau Markart blickte ihre älteste Tochter ganz entsetzt an.

„Wie stellst du dir denn das vor? Zu einer Veranstaltung in solch einem Haus kannst du doch nicht in deinem alten Tanzfähnchen gehen."

„Ja", erwiderte das Mädchen kleinlaut. „Es wird sehr elegant werden. Frau Seibold fragte schon, was ich wohl anzuziehen hätte."

„Jo", sprach Frau Markart entschieden, „davon kann keine Rede sein. Ich weiß in diesem Monat sowieso nicht, wie ich auskommen soll. Und es bleibt nicht beim Kleid, da läuft noch vielerlei anderes zusammen: Schuhe, Strümpfe, der Friseur, die Blumen zum Anstecken. Nein, Jo, die Sache schlage dir aus dem Kopf. Ich kann für etwas Derartiges nicht die Hälfte meines Monatsgeldes hinlegen. Frage Frau Seibold, ob du in deinem Blauseidenen kommen darfst. Wenn nicht, dann nicht."

„Davon rede ich lieber überhaupt nicht", entgegnete Jo. „Das Blauseidene — unter dem rechten Arm ist es schon gestopft."

Sie stand auf, ging mit heftigen Schritten durch das Zimmer, und die Tür fiel mit einem Knall zu, der Frau Markart fast bewog, der Zornigen zu folgen und ihr eine tüchtige Rüge zu erteilen. Doch sie bezwang sich.

Das waren die Folgen, die sie gefürchtet bei dem Verkehr in dem reichen Haus. Wünsche, Forderungen, denen die Familie nicht gewachsen war, Enttäuschungen, Ärger — schließlich Mißgunst und Neid.

„Schuster, bleib' bei deinem Leisten", sagte Frau Markart bei sich. „Solltest du dich doch geirrt haben, Heinz? Wem die Gelegenheit fehlt, fehlt auch der Grund zu all den unerfreulichen Dingen. In der einfachen, gesunden Luft ihres Elternhauses wäre Jo nicht solchen Versuchungen ausgesetzt worden, wären solche schmerzlichen Wünsche nie in ihr erwacht."

Schmerzlich! Oh, Frau Markart konnte ihr Kind wohl begreifen. Glühend Ersehntem entsagen müssen — arme Jo! Doch es ging nicht anders. An ein neues Kleid war gar nicht zu denken.

Jo blieb oben im Schlafzimmer. Zum Abendessen erschien sie blaß und still, und ihre Augen verrieten, daß sie geweint hatte.

* *
*

Am nächsten Tag trat Jo, von der Schule kommend, mit strahlender Miene ins Zimmer.

„Mutter, ich habe Frau Seibold gesagt, daß ich kein Kleid hätte", rief sie. „Da fing Ute gleich an zu weinen — und — oh, Mutter — Frau Seibold

meinte, weil Ute so sehr darauf bestünde, wollte sie mir ein Kleid kaufen. Ute und ich sind gleich losgestürmt. Bei Rieners und Schmidt ist ein entzückendes Abendkleid im Fenster — oben gerafft, ganz weiter Rock, hellblauer Taft und rosa Rosen am Gürtel — fabelhaft. Es kostet nur fünfundachtzig Mark — denke, so billig! Utes Kleid kommt auf hundertfünfzig Mark. Frau Seibold sagte, ich dürfe es mir kaufen. Sie ist himmlisch gut! Aber, Mutter, freust du dich denn gar nicht?"

„Nein, Jo, ich freue mich nicht", entgegnete Frau Markart. „Und ich glaube nicht, daß Vater das gewiß wohlmeinende Anerbieten erlaubt. Fünfundachtzig Mark! Jo, Geschenke in solchem Umfang annehmen kann man nur, wenn man in der Lage ist, sie irgendwann und irgendwie zu erwidern. Fehlt dazu jede Möglichkeit, so soll man lieber verzichten, als dann fortwährend in der Schuld des anderen zu stehen. Aber ich will mit Vater sprechen. Findet er es richtig, daß du das Kleid von Seibolds annimmst, so will ich der Sache nicht entgegen sein."

Herr Markart jedoch war ganz und gar nicht damit einverstanden.

„Es ist ein Almosen", sagte er. „Man mag es drehen und wenden, wie man will. Aber ich habe in meinen jungen Jahren lieber gehungert als mir auf solche Art angenehme Stunden verschafft. Darum brauchte ich mich auch vor niemandem zu beugen und keinem Dank zu sagen. So soll später ihr selbstverdientes Geld anlegen, wie sie will — ich werde ihr nicht dareinreden. Zu dieser Geschichte aber sage ich nein."

* * *

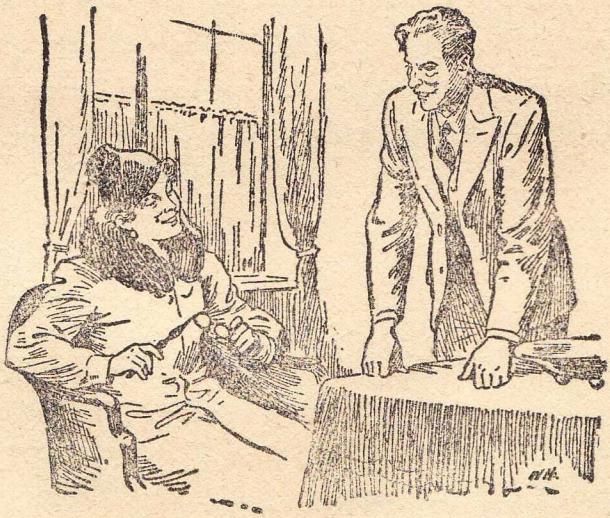
Am nächsten Tage kam Frau Seibold bei dem Hause vorgefahren, in dem Herr Markart seine Schulräume hatte.

Der reichen, verwöhnten Frau und ihrem noch verwöhnteren Töchterchen war es vollständig unverständlich, daß „dieser Tanzlehrer" sich einem Wunsche ihrerseits widersetzte, anstatt froh zu sein, daß seine Tochter in „solcher Gesellschaft" verkehren durfte.

„Aber, mein lieber Herr Markart", sagte sie, und es klang ohne ihren Willen recht gönnerhaft, „mein

bester Herr Markart, ich möchte doch meiner Ute die Freude machen, ihre Freundin bei diesem ersten Ball bei sich zu haben. Sie werden ihr diese Freude doch nicht abschlagen wollen?"

„Gnädige Frau", entgegnete Herr Markart, und der schlanke Mann stand in so tadelloser, vornehmer Haltung vor der reichen Dame, daß in dieser unwillkürlich ein Gefühl der Bewunderung aufstieg, „ich bin arm. Allein es gibt auch einen Stolz der Armut. Dieser verbietet mir, das große Geschenk für meine Tochter anzunehmen."



„Ja, wenn Sie es von dem Standpunkt ansehen", sagte Frau Seibold gedehnt, „dann möchte ich Sie nicht länger bemühen, Herr Markart. Ute wird sehr betrübt sein."

„Falls Ihrem Töchterchen so sehr viel daran liegt, und weil ich ja weiß, wie sterbensgern meine Jo Ihre gütige Einladung annehmen würde —" in Herrn Markarts schöne, dunkle Augen trat ein warmer Glanz — „so will ich — ein paar Mark hat man ja schließlich im Hintergrund — mit meiner Frau noch einmal beraten, was sich tun läßt."

„Weiß Gott, ich kam mir vor, als müsse ich ihm danken", erzählte Frau Seibold am Abend ihrem Gatten. „Stil hat der Mann, das muß man ihm lassen. Er stand da wie ein kleiner Fürst."

* * *

Am Abend gab es dann noch eine lange Beratung, in die Linde mit der kategorischen Forderung eingriff, daß ihr Sparkassenbuch ebenfalls herangezogen werden solle. Das Kleid zu fünfundachtzig Mark würde

es nicht werden, doch nach schwierigem Hin- und Herrechnen, als Strümpfe, Schuhe und alle Zutaten erwogen waren, ergab es sich, daß Frau Markart einen hübschen Stoff kaufen und die alte, bewährte Hausschneiderin diesen auf ähnliche Art verarbeiten solle.

Freilich, Vater durfte den ganzen Monat nicht mehr rauchen, für Mutter entschwanden neue Vorhänge im Schlafzimmer in nebelhafte Ferne, Lindes Konto schmolz zusammen — doch Jo strahlte. Jo würde den Ball besuchen, Jo würde Triumphe feiern — ihr liebes Ich würde endlich, endlich einmal gebührend anerkannt werden. An etwas anderes dachte sie nicht.

Von diesem Tage an gab es, wenn Jo im Zimmer war, nur ein Gesprächsthema: der Ball bei Seibolds.

* *
*

Frau Habermann war gekommen, die von Jo sehnlichst erwartete Schneiderin.

Fast ängstlich legte sie den von der Mutter gekauften Stoff vor die Allgewaltige hin.

„Wird es ein schönes Kleid, Frau Habermann?"

Frau Habermann prüfte den Taft sachverständig.

„Die beste Qualität ist es nicht", sagte sie sachlich und kaltblütig.

„Aber, Frau Habermann, es wird eine sehr elegante Gesellschaft sein", rief Jo verzweifelt. „Ich habe mir doch gleich gedacht, daß Mutter sparen würde."

„Ach was", entgegnete die Schneiderin. „Ihre Mutter hat es auch nicht zum Hinauswerfen, Fräulein Jo. Und daß Sie sitzenbleiben — auch in dem Kleid — ist nicht, Fräulein Jo. Denken Sie an die alte Habermänne. Es wird ein sehr nettes Kleid — und die Hauptsache, es kommt doch immer darauf an, wer es trägt. Lassen Sie die feinen Damens mal ruhig mit Ihnen antreten."

Jo und das ganze „tanzende Haus" fand denn auch, daß es ein wahrhaft fürstliches Gewand wäre, als Jo zur großen Hauptanprobe ins Wohnzimmer vor die „versammelten Völker" trat, wie Dieter feststellte.

„Na, was sagte ich?" fragte Frau Habermann, herausfordernd beide Arme in die Hüfte stemmend.

Das Metermaß über der Schulter, die ganze Vorderseite mit Stecknadeln verziert, stand sie neben Jo, jeder Zoll ein General, bereit, sein Werk gegen jeglichen Angriff zu verteidigen.

Aber niemand unternahm etwas dergleichen. Wenn Jo geahnt hätte, daß sich die Gedanken der Eltern beinahe trafen, als sie das Mädchen in der blaßblauen Herrlichkeit zur Tür hereintreten sahen! Noch nie war ihnen so zum Bewußtsein gekommen, wie schön dieses Kind war.

Herr Markart weidete sich mit väterlichem Stolz an dem reizenden Mädchen.

Frau Markart aber unterdrückte einen geheimen Seufzer. Ihr Blick flog nach dem guten, zuverlässigen, runden Kindergesicht Lindes. Ja, ach ja, Linde stand der Schwester, was äußerliche Reize anbelangte, sehr nach.

Doch um dieses Kind brauchte sich Frau Markart nicht zu sorgen.

Jo hingegen — würde das mit solchen Opfern erkaufte Kleid ihr Glück bringen?

Das „unbeschriebene Blatt" staunte offenen Mundes die Schwester an.

„Jo, du siehst aus wie die Prinzessin in einem Märchenbuch", sagte die kleine Renate überzeugt.

„Kommt der Königssohn und holt dich in einer goldenen Kutsche?" fragte Detlev eifrig.

Über Jos Gesicht flog ein Lächeln — das Lächeln befriedigter Eitelkeit.

„Vielleicht", entgegnete sie leichthin.

„Die Königssöhne sind heutzutage nicht mehr so dick gesät", stellte Bruno trocken fest, auf den die ganze Pracht den geringsten Eindruck machte.

Zwölftes Kapitel

Der große Tag

Allerdings — ein Königssohn kam nicht, die schöne Jo abzuholen. Immerhin sandten Seibolds ihr schon am frühen Nachmittag den Wagen. Ihr Kleid mit allem Zubehör sorgsam in einem Karton verpackt, stieg Jo ein. Fast hätte sie vergessen, sich von der

Mutter zu verabschieden. Es war ein Samstag, und sie sollte bei Ute übernachten und erst am Sonntagabend zurückkehren.

Frau Markart blickte dem dahinflitzenden Auto nach. Ihr war, als habe sich ein Kind vom Elternhaus losgerissen für alle Zeit.

„Wo ist denn Jo?" fragte Herr Markart beim Abendessen, als ihr Platz leer blieb. „Ach so, ich vergaß, heute findet ja der große Ball statt. Na, hoffentlich amüsiert sich die Kleine. Solche Sachen sehen oft von ferne herrlicher aus, als sie sich dann in Wirklichkeit entwickeln — das weiß ich leider aus Erfahrung. Da gibt es oft die merkwürdigsten Zwischenfälle, die einem das Konzept vollständig verderben."

Dieter hatte den ganzen Abend ein heimliches Lächeln auf dem Gesicht. Als die beiden Kleinen von Bärbel ins Bett geschafft worden waren und die Eltern mit den drei älteren Kindern um den runden Tisch saßen, sagte er plötzlich in die Stille eifriger Arbeit der Geschwister hinein:

„Vater, Mutter, ich muß euch etwas mitteilen."

Erstaunt blickte Herr Markart auf. Was bedeutete diese Feierlichkeit seines Jungen?

„Leg' los, Dieter", ermunterte er freundlich.

„Ihr wißt doch, daß ich durch Stundengeben mir schon etwas gespart habe", begann Dieter. „Nun, und ich meine — und ich weiß mich da ganz einig mit euch — daß man schließlich verpflichtet ist, auch etwas von seinem Verdienst zum allgemeinen Besten abzugeben. Ich habe also ein Los der Arbeitsbeschaffungslotterie genommen, und — Vater — das Los — hat gewonnen!"

„Was? Aber, Junge, das ist ja großartig! Da wünsche ich dir herzlich Glück! Wieviel denn? Zwanzig Mark?"

„Nein — ratet", entgegnete Dieter mit glücklichem Lächeln.

„Mehr?"

„Ja, viel mehr!"

„Aber, Dieter! Also — ich will mal ganz ins Große gehen: Zweihundert?"

„Noch mehr!"

„Dieter! Doch nicht —?"

„Noch eine Null daran, Vater."

„Zwei — zweitausend?"

„Ja, Vater", sagte der Junge fast beschämt.

„Und es wurde mir auch gleich ausgezahlt. Hier — hier ist das Geld."

Er legte einen Schein auf den Tisch.

„Dieter! Und da trägst du so einfach zweitausend Mark mit dir herum? Wie leicht hätte irgendein Dieb —" rief Frau Markart entsetzt.

„Ach, bei mir vermutet kein Mensch so viel Geld", lachte Dieter. „Aber es ist schon so, ich habe zweitausend Mark gewonnen. Vater, ich gebe sie dir, um das ‚tanzende Haus' damit abzuzahlen. Dann sind es nur noch zirka tausend Mark, die darauf stehen."

„Junge!"

Herr Markart sprang auf. Mit seinen großen, ausgreifenden Schritten durchmaß er das Zimmer. Man sah, er kämpfte mühsam eine starke Bewegung hinunter.

Frau Markart aber schämte sich der Tränen nicht, die ihr in die Augen traten.

„Nein, nein, nein, Bub! Dieses Geld ist dein Geld. Das wird gut angelegt als Notgroschen für später", erklärte Herr Markart.

„Vater, lasse mir doch die Freude. Was soll ich denn mit dem Geld? Ich sehe doch, wie schwer es

dir immer wird, die Abzahlung und die Zinsen zu zahlen."

„Nein, nein, Junge! Kommt gar nicht in Frage", entgegnete Herr Markart erregt. „Ich danke dir für deine liebe Absicht, aber —"

„Kein Aber, Vater! Sieh doch, was brauche ich denn? Ich bekomme alles von euch, und ich kann mir noch etwas verdienen. Vater, ich bitte dich, nimm das Geld! Dann gehört uns das ‚tanzende Haus' fast ganz."

„Jawohl."

Herr Markart lachte plötzlich übermütig und lustig.

„Gut, Dieter, ich nehme das Geld, aber nicht als Geschenk, das wirst du wohl deinem Vater nicht zumuten, Junge, sondern du bist dann Mitbesitzer, Dieter. Ja, so kann es gehen. Es ist dann dein Haus so gut wie meines."

Dieter war grenzenlos erstaunt.

„Aber, Vater, das meinst du doch nicht im Ernst?" fragte er fassungslos.

„Natürlich meine ich es im Ernst. Es ist mir eine große Erleichterung, das bekenne ich offen. Doch ich

kann dein großmütiges Anerbieten nur annehmen, wenn du das meinige annimmst. Ich stelle eine rechtskräftige Urkunde aus und lasse sie notariell beglaubigen. Dann bist du Mitbesitzer vom ‚tanzenden Haus', Dieter. Nur auf dieser Basis geht die Sache, mein Kind."

„Nun, wenn du meinst, Vater", entgegnete Dieter hilflos. „Mutter, sage doch auch etwas, sage doch Vater, er soll das Geld nehmen, ohne daß ich Mitbesitzer zu werden brauche."

Herr Markart lachte.

„Da ist nichts daran zu ändern, Dieter, und Mutter wird ganz meiner Meinung sein."

„Ja," antwortete Frau Markart fest, „ja, Vater hat ganz recht, mein Dieter — mein guter Bub!"

Es war etwas ganz Unerhörtes, was jetzt geschah. Frau Markart, die ruhige, vielleicht etwas kühl erscheinende Mutter, in deren Erziehungsprogramm Zärtlichkeiten gar keine Rolle spielten, zog den Kopf ihres großen Jungen zu sich herunter und gab ihm einen Kuß auf die Stirn.

Nach dieser unerwarteten Gefühlsüberrumpelung herrschte eine sekundenlange Stille im Zimmer, bis

Herr Markart das Schweigen brach und mit seiner fröhlichen Stimme rief:

„Aber nun hole eine von den ‚beiden', Mutter, das muß gefeiert werden. Wir müssen doch auf den Mitbesitzer des ‚tanzenden Hauses' anstoßen. Welche Hälfte willst du denn, Herr Sohn, die obere oder die untere?"

Die „beiden" stammten noch aus dem Geschenkkorb Herrn Nittemanns, waren versiegelt und nannten sich eigentlich Sekt.

So kam es, daß die Familie Markart, Bärbel eingeschlossen, an diesem Abend mit Schaumwein anstießen, während Jo im Hause Seibold ihr erstes gesellschaftliches Auftreten erlebte.

* *
*

Wohlig zurückgelehnt, rollte Jo in dem Wagen dahin.

Ah, das war etwas anderes, als auf dem Rade den weiten Weg in die Stadt zu strampeln oder ihn auf Schusters Rappen hinter sich zu bringen. Das

würde mir so gefallen, dachte Jo, jeden Tag in die Schule gefahren zu werden wie Ute.

Das Auto hielt vor einem eleganten Haus in der Vorstadt.

Ute kam Jo bereits in freudiger Aufregung entgegen.

„Ist dein Kleid hübsch geworden?" fragte sie eifrig.

„Ich weiß nicht, es ist ganz nach dem Modell gearbeitet, aber es sieht doch anders aus", sagte Jo etwas kleinlaut.

Oben packten sie das Kunstwerk Frau Habermanns aus dem Karton aus.

„Reizend!" bewunderte die freundliche Ute.

„Meinst du wirklich?"

„Aber selbstverständlich — es wird dir wunderbar stehen."

Frau Seibold aber warf einen unzufriedenen Blick auf das Gebilde.

„Billig, alles billig — Kleid, Schuhe, Tasche! Und dabei d e r Stolz!" sagte sie bei sich.

Man saß beim Kaffeetisch, doch alle Augenblicke wurde Frau Seibold hinausgerufen. Der Konditor

kam mit großen Körben, der Delikatessenhändler sandte die Dinge für das kalte Büfett, der Koch erschien in majestätischer Fülle, der Lohndiener langte an und begann mit dem Küchengewaltigen das Büfett aufzubauen.

„Nun geht hinauf, Kinder! Eben ist die Friseuse gekommen. Es wird Zeit zum Anziehen", sagte Frau Seibold.

Jos Herz begann ängstlich zu klopfen. Einen Augenblick wünschte sie beinahe, daß sie zu Hause mit den Geschwistern um den runden Tisch säße.

Auch Ute war etwas aufgeregt.

„Ich mache sicher Fehler beim Tanzen", sagte sie.

„Ach, das wiegt bei dir nicht so schwer. Du als Haustochter — um dich reißen sich die Tänzer. Aber ich — wer soll mich denn auffordern?"

Jo blickte mit betrübten Augen nach dem Kleide der Freundin.

„Du stehst mit mir neben Mama beim Empfang", sagte Ute. „Das habe ich mir ausbedungen. Du wirst als meine Freundin vorgestellt. Da sollten es die Herren mal wagen, dich nicht zu holen!"

Als Frau Seibold, schon im Abendkleid, in das

Mädchenstübchen Utes trat, kam ihr diese aufgeregt entgegen.

„Schau dir doch mal Jo an! Ist sie nicht entzückend?" flüsterte sie in neidloser Freude.

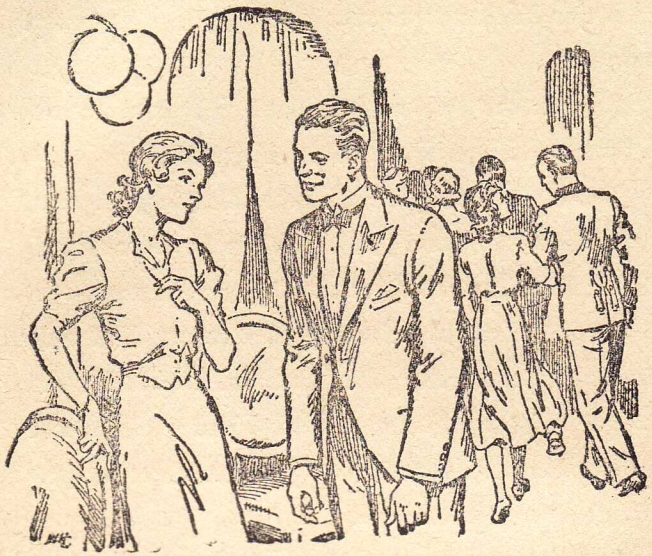
Ja, das mußte Frau Seibold allerdings zugeben, die Bescheidenheit von Jos Kleidchen verschwand vollständig beim Anblick dieser Mädchenerscheinung.

Frau Seibold ließ einen vergleichenden Blick nach der kleinen, rundlichen Ute schweifen. Ute kam neben Jo gar nicht zur Geltung. Doch Frau Seibold war großzügig genug, dennoch die Freundin ihrer Tochter wohlgefällig zu betrachten.

Jo sah wie eine Frühlingsblüte aus.

Da stand nun Jo Markart, Tanzlehrer Markarts Älteste, neben der imposanten Dame und der vor Erregung blassen Ute in dem kleinen Saal der Villa, und die Menge der Gäste strömte durch die Flügeltüren.

Mein Himmel, welcher Glanz! Sie wäre am liebsten in den Boden versunken. Doch dann fesselten sie das bunte, wogende Getriebe, die schönen Kleider der Damen, die Uniformen, und sie fuhr förmlich auf, als eine Stimme neben ihr fragte:



„Darf ich um den ersten Tanz bitten, gnädiges Fräulein?"

Neben ihr stand ein schlanker, hübscher, junger Mann. Richtig — die Musiker stimmten bereits. Ute schritt eben mit einem Leutnant davon, die Paare fanden sich und schlossen sich dem Reigen an, den Herr und Frau Seibold anführten.

„Fräulein Ute nannte mir schon Ihren Namen, gnädiges Fräulein — Markart, nicht wahr?"

„Ja", sagte Jo leise und befangen.

„Mein Vater kennt Ihren Herrn Vater", fuhr der junge Mann fort.

„Ach —?" entgegnete Jo töricht und fragte sich dann, wieso ihr Vater mit dem Vater ihres Tänzers bekannt sei.

„Paul Forb", hatte er sich vorgestellt.

Forb — aha, das Bankgeschäft in der Ritterstraße. Hatte ihr Vater mit diesem Geschäft Verbindungen?

Eben bestätigte Herr Forb dies.

„Ihr Vater will ja umbauen", sagte er.

Umbauen? dachte Jo. Das „tanzende Haus" umbauen? Und woher sollte Herr Markart denn das Geld nehmen?

Da durchschoß sie plötzlich ein Gedanke. Herr Forb verwechselte sie. Er glaubte, eine Tochter der großen Drogerie Markart am Markt vor sich zu haben, eines der besten Geschäfte der Stadt, das sich erweitern wollte.

Was sollte sie tun? Ihn bei der Annahme lassen? Das war eine Lüge.

Oder sagen: „Sie irren, Herr Forb, mein Vater ist der Tanzlehrer Markart."

Nein — Jo brachte es nicht über die Lippen.

Sie wurde blaß und rot und stammelte auf Herrn Forbs Frage: „Wissen Sie nichts davon, daß er umbauen will?" ein hilfloses: „Nein."

Zum Glück begann die Musik eben mit einem Tango.

Herr Forb merkte sofort, daß er eine ausgezeichnete Tänzerin erwählt hatte.

Während die kleine Ute hilflos von ihrem Tänzer hin und her gezogen wurde, glitt Jo ruhig und sicher über das Parkett mit einer Anmut, die sofort Aufsehen erregte.

Nein, wahrlich, es fehlte Jo nicht an Tänzern. Sie vergnügte sich herrlich.

Auch Ute strahlte.

Sie freute sich so neidlos über die Erfolge der Freundin, als seien es ihre eigenen.

Herr Forb führte Jo dann auch zum Büfett. Sie bildeten mit Ute und ihrem Tänzer eine kleine, vergnügte Ecke.

Darauf begann der Tanz wieder — bis zum frühen Morgen, wo noch Kaffee und Liköre gereicht wurden.

Als der letzte Gast gegangen war, hielt man in der Familie Seibold noch schnell einen kleinen Überblick über das Ganze ab und kam zu der Feststellung, daß es ein in jedem Teil gelungenes Fest gewesen war.

„Aufräumen morgen", sagte Frau Seibold zu den beiden Mädchen. „Haben Sie das Silber nachgezählt, Lina?"

„Es stimmt, gnädige Frau."

„Dann also schleunigst ins Bett!"

Jo und Ute schliefen noch fest, als sich die Jalousieläden der Villa Seibold widerwillig hoben.

Das helle Tageslicht strömte in die Räume, die unwohnlich und verdrossen aussahen mit der Unordnung und dem ganzen Drum und Dran eines verrauschten, zu Ende gegangenen Festes.

Zigarrenasche, leere und halbvolle Gläser, verwelkte Blumen, benütztes Geschirr — alles sah sich unerfreulich, fast trübselig an.

Lina und Grete dehnten sich und gähnten in den frischen Morgen.

Dann machten sich die beiden Dienstmädchen kräftig an die Arbeit.

Und als die Familie Seibold zum Frühstück herunterkam, erglänzten alle Räume schon wieder in der gewohnten Ordnung.

* *
*

Jo war nicht wenig erstaunt, zu Hause glückstrahlende Gesichter anzutreffen, noch erstaunter, als sie den Grund dazu erfuhr. Ihre eigenen Erlebnisse, mit denen sie bis zum Rande gefüllt heimkehrte, verschwanden ganz unter der übermütigen Stimmung, die das „tanzende Haus" durchwehte.

Zwar fragten die Mutter und Linde einiges, doch Jos schwärmerische Schilderungen fanden nur halbes Gehör. Beleidigt zog sie sich in den Schlafraum unter dem Dach zurück und setzte sich ans Fenster.

Drüben stand der Nachbar Ammon unter der Tür seines Anwesens, rauchte die Sonntagspfeife und schaute zu, wie sich die Spatzen um das zurückgelassene Futter des Hofhundes balgten.

Kahle, leere Felder mit einer dünnen Schneeschicht darüber dehnten sich rechts und links aus, Schmutzspuren von Rädern in dem halbgetauten Weiß.

Und gegenüber „die alte Krachhütte", wie Jo respektlos dachte, das „tanzende Haus", um das sich jetzt die freudevollen Gedanken ihrer ganzen Familie drehten.

Zweitausend Mark!

Wie ein ungeheures Vermögen erschien Jo diese Summe. Die fiel nun Dieter so ohne weiteres in den Schoß — Dieter, der nichts damit anzufangen wußte, als sie in dieses klapprige Gerüst von einem Haus zu stecken.

Freilich, er entlastete den Vater damit, der jetzt kaum noch nennenswerte Schulden auf der „Bretterhütte" hatte. Trotzdem . . .

Häßliches Neidgefühl kroch in Jo in die Höhe.

Wenn sie das Geld gewonnen hätte! — Sie!

Ein sehnsüchtiger Zug legte sich um den schönen Mund des Mädchens.

Das Pelzjäckchen bei Schiedler müßte her. Und ein neues Schulkleid. Bei dem alten waren die Ellenbogen schon ganz dünn. Und Schuhe, wie Ute sie für „besser" bekommen hatte.

Ach, Ute, die wußte gar nicht, wie gut sie es hatte. Die nahm das alles als selbstverständlich hin.

Villa, schöne Kleider, Auto. „Lina, bringen Sie mir das, holen Sie mir jenes!"

Ja, so würde sie, Jo, es haben wollen.

Aber wenn sie heimkam, besaß Mutter oft noch Wünsche, oder sie mußte, wenn sie sich mit einem Buch hinsetzte, „nebenbei" auf Renate und Detlev aufpassen.

Ute brauchte sich nie einen Strumpf zu stopfen. Oh, die Strümpfe! Das war sowieso solch ein dunkles Kapitel. Kaum trug man ein neues Paar, da platzte schon eine Naht, oder eine Masche lief, oder hinten wurde es dünn. Und dann ging die Flickerei los, und wenn das gar nichts mehr helfen wollte, machte man oberhalb der Ferse ein Nähtchen und zog die schadhafte Stelle in den Schuh hinunter, um blühende Gesundheit des Strumpfes vorzutäuschen. Dabei geschah es aber doch, daß es nebenan wieder ausriß und man mit einem Loch nach Hause kam. Sicher war es nie.

Ute warf jedes Paar Strümpfe, das eine nennenswerte Beschädigung aufwies, einfach fort.

Mein Himmel, wenn Herr Forb sie einmal mit einem zerrissenen Strumpf sähe!

Er war ihr Kavalier für den Abend geblieben. Und er hatte noch ein paarmal von dem Umbau, von dem neuen Auto ihres „Herrn Vaters" geredet — und Jo hatte nicht widersprochen. Sie hatte auch Ute gegenüber kein Wort von Herrn Forbs Verwechslung verlauten lassen.

Er sah in ihr bis zuletzt die Tochter der größten Drogerie der Stadt, verabschiedete sich sehr herzlich und bat um ein Wiedersehen.

Und schließlich machten sie aus, daß sie sich am Samstagnachmittag auf der Eisbahn der „Olympia" treffen wollten.

Mutter wußte noch nichts. Ein unklares Gefühl sagte Jo, daß Mutter überhaupt davon nichts wissen wollte, wenn sie von dieser Einladung erführe, die auf Schein aufgebaut war.

Ja, hätte Herr Forb Jo, die Tochter des Tanzlehrers Markart, eingeladen — sie würde nichts dahinter gefunden haben. Aber so . . .

Was sollte sie nur machen? Absagen? Nein — alles in ihr wehrte sich dagegen.

Sie wollte Herrn Forb wiedersehen — er hatte ihr am besten gefallen von all den anwesenden Herren,

mit seinem frischen, natürlichen Wesen und den ehrlichen, blauen Augen.

Nein — nein — absagen kam nicht in Frage!

Also hingehen —, eine Verabredung mit Ute vorschützen — Mutter anlügen.

Die Lüge war im „tanzenden Haus" ein seltener Gast. Die unbedingte Aufrichtigkeit der Eltern ihren Kindern gegenüber, das kameradschaftliche Verhältnis, das alle Mitglieder der Familie Markart umfaßte, war ein schlechter Boden für jegliche Unaufrichtigkeit.

Diesmal aber mußte es sein — diesmal mußte Jo lügen.

Denn auf den Nachmittag mit Herrn Forb zu verzichten, erschien ihr so schwer, daß sie lieber ein schlechtes Gewissen mit in Kauf nahm.

Unten rief Linde nach ihr zum Abendessen.

Jo stand auf. Merkwürdig schwer waren ihre Glieder. Aus dem Spiegel schaute ihr ein blasses Gesicht entgegen. Sie rieb ihre Wangen tüchtig mit dem Seiflappen.

Dann ging sie hinunter, wo schon die ganze Familie lachend und plaudernd um das sonntägliche

Abendessen versammelt war — warme Würstchen und Kartoffelsalat.

Frau Markart füllte eben die lange Reihe der Tassen mit dampfendem Tee.

Dreizehntes Kapitel

Zwei Begegnungen

Jo, die sonst einen gesunden Schlaf hatte, lag in den nächsten Tagen öfters am Abend wach. Halb war es freudige Erwartung, halb ein ängstliches Gefühl, als käme etwas Schlimmes näher und näher.

Sie kleidete sich am Samstag sehr sorgfältig an. Utes Aufforderung, mit ihr zusammen eine Eisbahn zu besuchen, lehnte sie durch eine neue Lüge ab: sie wolle zur Schneiderin.

Ach, sie wollte in die „Olympia", sie wollte Kurt Forb treffen.

Die kleine, treuherzige Ute aber glaubte die Schnei-

herin ohne weiteres, und nun hatte Jo auch ihr gegenüber ein schuldbewußtes Gefühl.

„Grüße Frau Seibold", sagte Frau Markart, als Jo sich verabschiedete.

„Danke", entgegnete diese hastig.

Sie flog mehr als sie ging das Stück Weg entlang bis zur Straßenbahn.

Es kam gerade eine Bahn angefahren. Rasch stieg Jo ein.

Unter den fremden Gesichtern wurde ihr wieder wohl. Diese Leute konnten sie nichts fragen und ihr Grüße auftragen.

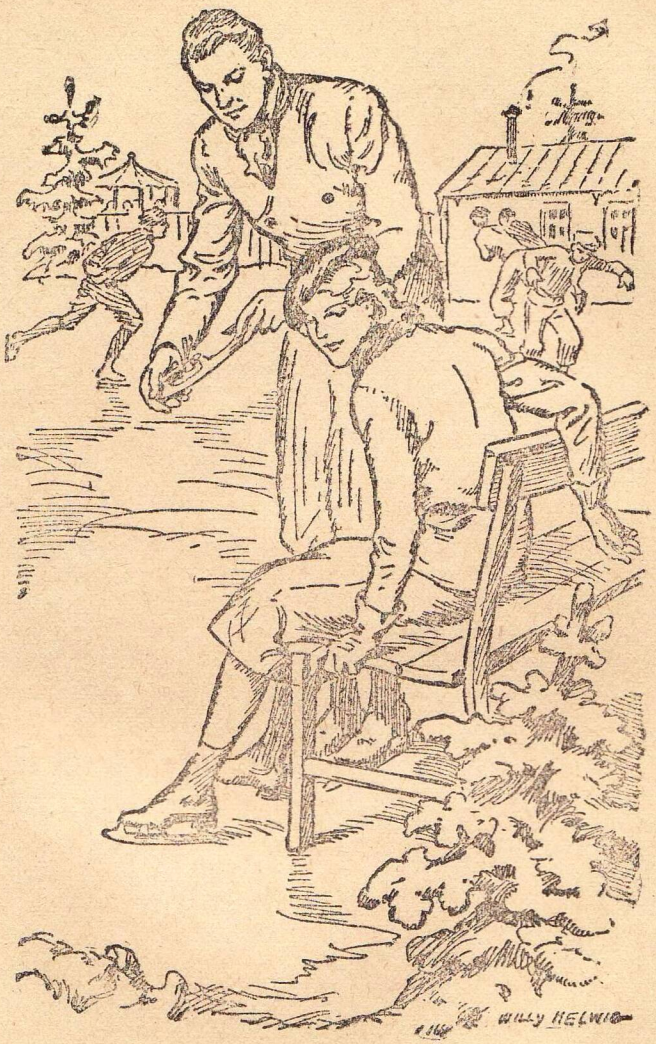
Sie wollte jetzt gar nichts denken, sich nur freuen, nur freuen. Ein herrlicher Nachmittag — lange, schöne Stunden lagen vor ihr.

Schon von ferne sah Jo Herrn Forb stehen. Er hielt ein paar herrliche Rosen in der Hand.

Jo errötete bis unter die Haarwurzeln, als er sie ihr gab. Wo sollte sie die zu Hause verbergen?

Linde würde sofort fragen, und Mutter — ach, Mutter . . .

Vorläufig befestigte sie die Blumen an ihrem Mantel. Wundervoll waren sie doch.


WILLY HELWIG

Ein buntes, fröhliches Bild — so lag die Eisbahn, auf der sich Hunderte schon tummelten, vor ihnen. In der Mitte, unter einem Tempelchen, spielte Militärmusik heitere Weisen.

Herr Forb schnallte Jo die Schlittschuhe an. Dann glitten sie zusammen dahin, und er mußte feststellen, daß seine Tänzerin eine ebenso graziöse Läuferin war. Voll Stolz beobachtete er die bewundernden Blicke anderer Schlittschuhläufer, die das Mädchen trafen.

Später saßen sie in dem Lokal bei Kaffee und Kuchen.

Ach, die Stunden, die langen, waren ja viel zu kurz — zu schnell flogen sie dahin.

„Ich muß heim", sagte Jo leise und traurig.

„Mein Wagen steht draußen. Ich fahre Sie nach Hause", entgegnete Herr Forb.

Ein furchtbarer Schreck befiel Jo. Was sollte sie tun?

Herr Forb würde sie zu der Villa des Drogengeschäftsinhabers Markart fahren, für dessen Tochter er sie noch immer hielt, da Jo eine Enthüllung bis jetzt glücklich umgangen hatte.

Noch einmal mußte die Schneiderin herhalten.

„Frau Habermann wohnt in der Sterngasse", sagte sie. „Ich will noch anprobieren", log sie, als Herr Forb sich erbot, im Auto zu warten und sie dann heimzufahren.

Der Wagen sauste die taghell beleuchtete Straße hinab.

Jo saß neben Herrn Forb und ihr war jämmerlich zumute.

Er war so nett und lieb und bat sie so herzlich um ein Wiedersehen.

„Ich rufe morgen bei Ihnen an", sagte er.

„Es kann sein", würgte Jo hervor, „es kann sein, daß ich morgen — ja — daß ich morgen zu meiner Großmutter fahre, die — die sehr krank ist", schloß sie hastig. „Ich werde Ihnen schreiben, wenn ich zurück bin."

„Vergessen Sie es nur nicht", sagte Herr Forb arglos.

Jo sah, vor dem Haus stehend, in dem Frau Habermann wohnte, den Wagen verschwinden. Die Tränen waren ihr nahe.

Zum letzten Male — sie fühlte es — sie hatte

Herrn Forb zum letzten Male gesehen, denn viel länger ließ sich der wahre Tatbestand nicht verbergen. Jo fühlte sich am Ende ihrer Kraft mit dem Vertuschen und Verheimlichen.

Ja, die Kinder des Hauses Markart hatten das Lügen nicht gelernt.

Und während Jo in der dunklen Gasse stand und dem Wagen nachblickte, beschloß sie, sich Ute zu eröffnen und den Rat der ehrlichen Freundin zu erbitten.

Sie sehnte sich plötzlich maßlos nach der Freundin, doch die Zeit drängte.

Jo mußte auf schnellstem Wege heim — es war schon spät.

* *
*

Auch Linde hatte an diesem Tage eine Begegnung. Sie hörte, als sie gerade in den Autobus einsteigen wollte, ihren Namen rufen.

Über die Fahrbahn stürmte mit riesigen Schritten, tollkühn zwischen den verschiedensten Gefährten hindurch, eine breitschultrige, große Gestalt.

„Herr Nittemann", sagte Linde strahlend.

Ihr wohlwollendes Interesse für ihren ungeschlachten Schüler hatte sich seit dem Kamelienstock noch vertieft.

„Alle Knospen sind aufgeblüht", rief sie ihm entgegen.

„Knospen?" fragte Herr Nitteman völlig verständnislos.

„An der Kamelie", fuhr Linde eifrig fort. „Sie glauben nicht, welche Freude mir der Stock macht. Aber ich pflege ihn auch. Am sonnigsten Fenster steht er, und früh schaue ich immer erst, ob er trocken ist, ehe ich Kaffee trinke."

„Ja, Sie, Fräulein Linde", entgegnete Herr Nittemann. Und bei diesem Wort blieb er eine Weile tiefsinnig stecken.

Linde schaute ihn verwundert an.

„Warum ich?" fragte sie dann, als die Pause gar kein Ende nehmen wollte.

„Ja, Sie können alles", erklärte der junge Mann mit Überzeugung. „Ich habe mich so gefreut, als ich Sie stehen sah, denn ich — ich gehe jetzt fort von hier."

„So?" erwiderte Linde auf diese etwas unlogische Eröffnung harmlos. „Warum denn und wohin?"

„Erst Arbeitsdienst, dann Militär."

„Was sagt denn da Ihre Mutter?"

„Mutter — ja, die nimmt es sehr schwer. Seit Vaters Tod hat sie niemand mehr als mich. Und nun liegt das ganze Geschäft auf ihr allein."

„Aber es ist doch etwas so Schönes, immer mit den Blumen! Ich — ich wäre selig, wenn ich —"

Dunkelrot, brach Linde ab. Was mußte denn Herr Nittemann denken, wenn sie aussprach, daß sie sich ein Blumengeschäft so ziemlich als den Himmel auf Erden vorstellte!

„Es gibt auch eine andere Seite", sagte Herr Nittemann nachdenklich. „Aber, Fräulein Linde, mir kommt da gerade ein Gedanke. Nein —"

Und nun schwieg auch er und wurde ebenso rot, wie Linde es gewesen.

„Na?" munterte sie ihn auf.

„Ich — ich kann das nicht so ohne weiteres aussprechen", druckste er. „Doch, Fräulein Linde, wir sind ja hier ganz nahe bei unserem Laden. Dürfte ich Sie bitten, die paar Schritte mitzukommen? Erstens

möchte ich Sie mit meiner Mutter bekannt machen, und zweitens — wir haben so schönen Flieder bekommen. Ich möchte Ihnen gern ein paar Dolden zusammenbinden lassen."

„Flieder?"

Linde rief es so laut, daß sich ein paar Vorübergehende belustigt umdrehten.

„Wie herrlich! Wie wunderschön! Ich habe solchen Flieder nur immer in den Schaufenstern gesehen. Aber einmal", plauderte sie, während sie munter neben ihm dahinschritt, „einmal hatte ich aus Barbarazweigen ein paar Blüten gezogen. Sie waren jedoch viel kleiner als die richtigen Fliederdolden und nur ganz, ganz hellrosa. Eigentlich ist das grausam. Wenn dann der Frühling kommt und der Baum blüht, sind diese Zweige längst dürr oder verbrannt."

„Ja, so geht es mit allem, was man treibt", entgegnete Herr Nittemann. „Mein Flieder wurde ebenfalls getrieben. Ich glaube aber doch, daß Sie sich darüber freuen werden."

„Sicher — haushoch", sagte Linde voll Überzeugung.

Frau Nittemann verhandelte gerade mit einer Kundin über eine blühende Clivia.

„Jawohl, gnädige Frau, ich sende sie sofort. Luise", hielt sie ein Laufmädchen an, das eben von einem Gang zurückkam, „diese Clivia kommt nach der Kommerzstraße Nummer 9 zu Selbers. Gehen Sie gleich! Die Dame tat sehr eilig. Hier ist der Brief."

Dann wandte sie sich ihrem Sohne zu, den sie in ihrem Geschäftseifer jetzt erst bemerkte.

„Mutter, das ist Fräulein Linde", sagte Herr Nittemann in solch stolzem Ton, als kündige er den Besuch der Kaisertochter von Japan an, der Frau Nittemann fraglos mehr Kopfzerbrechen gemacht hätte.

Aber Lindes gutes, rundes Gesichtchen lächelte ihr so freundlich zu, daß sie das ganze Mädel gleich in den Arm nehmen mußte.

„Ernst hat mir schon erzählt, Sie hätten so viele Mühe mit ihm gehabt", sprach sie herzlich.

„Ich?" fragte Linde maßlos erstaunt. „Aber gar nicht — er tat ja alles, was ich ihm angab, und da ging es ganz leicht."

Lindes Augen schweiften entzückt über die Blumenherrlichkeit des schönen Ladens.

„Ach, wer es so haben könnte!" seufzte sie sehnsüchtig.

„Wenn Ihnen das so gut gefällt", sagte Frau Nittemann freundlich, „dann besuchen Sie mich doch manchmal, Fräulein Linde. Wenn mein Sohn fort ist, wird es mir sowieso sehr einsam vorkommen."

„Wie gern!" rief Linde begeistert. „An den freien Nachmittagen helfe ich sehr gern im Laden. Darf ich das? Es gibt doch immer viele Arbeiten in solch einem Geschäft", setzte sie altklug hinzu.

Frau Nittemann lachte.

„Ja, daran mangelt es nicht — dann ist uns beiden geholfen."

Der junge Nittemann hatte unterdessen ein paar Fliederzweige aus den hohen Vasen gezogen. Er ging hin und her, nahm einige langstielige Nelken und Rosen aus ihren Behältern, wählte Ziergräser und schnitt Esparagusrispen ab.

Eines der Ladenfräulein band das alles zu einem großen Strauß.

Linde wurde glühend rot vor Freude.

„Tausend, tausend Dank!" stammelte sie ganz bestürzt. „Das ist viel zuviel. Aber ich werde die Blumen auch pflegen. Die habe ich lange."

„Dann denken Sie vielleicht auch manchmal an mich", sagte Herr Nittemann.

„Ach, das tue ich ja immer, wenn ich die Kamelie gieße", entgegnete Linde unbefangen.

Herr Nittemann begleitete sie dann noch bis zum Autobus.

„Leben Sie wohl, Fräulein Linde! Und Sie erfüllen den Wunsch meiner Mutter und besuchen sie manchmal, nicht wahr?"

„Ja", entgegnete Linde.

„Versprechen Sie es mir ganz gewiß?"

„Ganz gewiß."

Linde stand auf der Plattform des Wagens und sah die Gestalt ihres ehemaligen Schülers langsam entschwinden.

Sie nickte gedankenvoll vor sich hin. Es hatte schon Mühe gekostet, diesen Riesen in Trab zu bringen. Aber ihr war das im Eifer des Gefechts gar nicht zum Bewußtsein gekommen.

Nun, auf alle Fälle — Herr Nittemann konnte jetzt tanzen.

Und sie hatte ihre Kamelie und eben einen ganzen Arm voll Blumen und die Aussicht, bei Mutter Nittemann im Laden „helfen" zu dürfen.

Stolz kassierte Linde die bewundernden Blicke der Mitfahrenden ein, die an ihrer schönen Flieder-pracht hingen.

Als der Autobus hielt, rannte sie das Stück Weg, das sie noch bis zum „tanzenden Haus" laufen mußte, und fiel förmlich in den Vorplatz mit dem Jubelschrei:

„Mutter! Mutter! Da, sieh doch, was ich habe! Und ich darf zu Frau Nittemann kommen. Sie bat mich selber darum — weil es ihr doch jetzt so einsam ist."

Frau Markart konnte sich anfangs auf diesen nicht allzu klaren Erguß keinen rechten Reim machen, doch als Linde alles erklärte, freute sie sich mit ihrem Kind und erteilte Linde gern ihre Erlaubnis.

* *
*

Ganz anders war Jos Heimkommen.

Still und bedrückt schlich sie sich hinauf in ihr Zimmer. Die beiden Rosen erklärte sie von Ute erhalten zu haben.

Das Herz tat ihr weh bei dieser erneuten Lüge. Aber es mußte eben sein.

Sie verbat sich das fröhliche Geplauder Lindes beim Ausziehen.

Und während Linde tief und fest schlief, weinte Jo bitterlich in ihr Kissen.

Vierzehntes Kapitel

Jos schwere Stunden

An einem der nächsten Tage flüsterte Ute, die etwas spät in die Klasse kam, Jo eilig zu:

„Ich muß dich hernach allein sprechen."

Dann trat der Professor ein, und der Unterricht begann.

Jo war froh, daß sie nicht gefragt wurde. Sie hätte nichts antworten können. Ihre Gedanken liefen wirr durcheinander.

Ute hatte so besorgt und ängstlich ausgesehen. Noch immer wußte sie nichts von dem Zentnergewicht der Sorge, das auf Jo lastete. Von Tag zu Tag hatte sie es hinausgeschoben.

Herrn Forb gegenüber befand sie sich wohl noch „bei ihrer kranken Großmutter".

Ihr Herz schlug bis zum Hals, als Ute sie in der großen Pause in einen Winkel zerrte.

„Es ist etwas Schreckliches geschehen", flüsterte sie aufgeregt. „Jo, um Himmels willen, was hast du denn gemacht?"

„Ich?" würgte Jo hervor.

„Ja — du! Mein Vater ist gestern auf der Bank mit Herrn Forb zusammengetroffen, mit dem Vater von deinem Tänzer — der nette Mensch, du kannst dich doch noch erinnern, nicht wahr?"

„Ja", sagte Jo tonlos.

„Herr Forb erzählte meinem Vater, daß sein Sohn Feuer und Flamme für Fräulein Markart sei, mit der er bei uns getanzt hätte. Forbs wollen

nächstens eine Gesellschaft geben und dich dazu einladen. Der junge Forb schwärme fortwährend davon, wie schön du tanzest. Mein Vater lachte und sagte: ‚Kunststück, wo ihr Vater Tanzlehrer ist!'"

„Ute!"

Es war ein jammervoller Wehlaut. Aber Ute fuhr unbeirrt fort:

„‚Was?' entgegnete Herr Forb. ‚Die Kleine ist doch die Tochter des Drogeriebesitzers am Markt — wenigstens hat sie sich meinem Sohn gegenüber dafür ausgegeben.'"

„Nicht ausgegeben!" rief Jo verzweifelt. „Nur dazu geschwiegen, als er die Annahme aussprach. Ach, Ute, Ute! Ich dachte, wenn er wüßte, daß ich die Tochter des armen Tanzlehrers Markart sei, würde er mich nicht mehr auffordern — und er hat mir doch so gut gefallen."

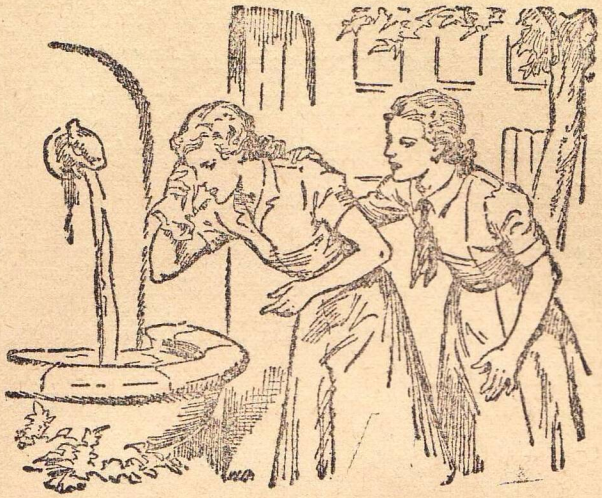
„Und wenn er so gehandelt hätte", sprach Ute streng, „es war doch unverantwortlich von dir. Auch Mama meint das. Höchst unangenehm für uns. Mein Vater hat Herrn Forb aufgeklärt, er sprach allerdings von einem Mißverständnis und sagte, daß der Geldsack doch nicht den Wert eines Menschen be-

stimme. Du seiest die beste Freundin seiner Tochter, deine Famile höchst ehrenhaft, und er selbst müsse bekennen, daß du auf dem Ball weitaus die anmutigste Erscheinung gewesen und er Herrn Forb junior sehr gut begreifen könne. Ja, das alles hat mein braver Papa Herrn Forb gesagt, der schließlich auch an ein Mißverständnis glaubte. Doch unangenehm ist und bleibt das alles. Ich begreife dich nicht, Jo, ich begreife dich wirklich nicht."

Ute hatte helle Tränen in den Augen.

„Ich habe das nicht von dir gedacht", schloß sie, energisch ihr Taschentuch benutzend.

„Wenn du wüßtest, wie mich die Sache gequält hat", schluchzte nun auch Jo. „Jeden Tag wollte ich sie dir erzählen und fand nicht den Mut. Und nachdem ich dazu geschwiegen, als er mich für Fräulein Markart aus der Drogerie hielt, wagte ich nicht mehr, die Sache nachträglich zu berichtigen. Ich habe meine Mutter angelogen, denn ich war mit Forb auf der Eisbahn, und sagte, die Rosen, die er mir gebracht hatte, seien von dir. Ute, es war schrecklich! Eines kam aus dem anderen. Und nun verliere ich dich vielleicht auch noch."



„Nie!“ beteuerte Ute fest. „Das heißt, wenn du mir versprichst, nie mehr etwas Ähnliches zu machen. Denn solche Sachen kann ich auf den Tod nicht leiden, und sie könnten unsere Wege scheiden, da könnte ich nicht mehr mit dir gehen, Jo. Ich werde bei meinen Eltern für dich sprechen, sie sind dir ja im Grunde noch wohlgesinnt. Und deine Eltern —“

„Meinen Eltern werde ich die ganze Sache erzählen“, entgegnete Jo außer sich. „Alles, alles sollen sie wissen. Dann bin ich wieder frei — dann kann ich wieder aufatmen. Es war zu schrecklich! Nur Paul

— ich meine Herrn Forb —" sie brach in Schluchzen aus — „was muß er von mir denken?"

Die Schulglocke lärmte über den Hof. In Gruppen strömten die Schülerinnen dem Hause und ihren verschiedenen Klassenzimmern zu.

„Schnell, mache dein Taschentuch am Brunnen naß", rief Ute, „und fahre damit über deine Augen. Es ist nur gut, daß man es bei dir nicht so sieht, wenn du geweint hast."

* *
*

Diese Unterhaltung im Hof der Schule hatte drei Gespräche zur Folge:

Ute und ihre Eltern.

Jo, Herr und Frau Markart

Herr Forb und sein Sohn.

„Es war natürlich eine Dummheit", sagte Herr Seibold nach Utes Bericht. „Aber so geht es dem kleinen Gernegroß. Doch da Jo so ernstliche Reue zeigt und das — nun, nennen wir es mild — Alberne ihres Handelns so tief bereut, so meine ich, wir dürfen

es ihr nicht nachtragen. Dazu haben wir kein Recht. Jeder von uns fehlt einmal."

„Mein Vertrauen zu Jo hat doch einen Stoß erlitten", entgegnete Frau Seibold. „Ich hätte auf das Mädchen Häuser gebaut, und nun macht sie solche Sachen."

„Jo ist nicht schlecht", verteidigte Ute die Freundin, „sie hat nur — wie soll ich mich ausdrücken? — solch einen Hunger nach einem Leben, wie — ja, wie ich es führe. Bei Markarts geht es eben doch recht knapp zu. Als Herr Forb sie für die reiche Markart hielt, hat sie sich wohl einen Augenblick in dem Gefühl gewiegt, dafür angesehen zu werden — und das zog dann den ganzen Salat nach sich. Jo wäre bestimmt glücklich, wenn sie deine Tochter wäre, Papa."

„Glaubst du denn, Ute", sprach Herr Seibold nachdenklich, „daß das Glück oder Unglück eines Menschen von seinen äußeren Umständen abhängt, oder von Geld und Gut schlechtweg? Nein, nein, Kind, das liegt ganz woanders, in der eigenen Brust. Wenn ein Mensch nicht zu innerer Harmonie mit sich selbst kommt, wird ihm die Welt auch nichts geben können, er wird immer unruhig und zerrissen

bleiben. Jo hat ein festgefügtes, warmes Elternhaus. Ehe sie nicht erkennt, daß da die Wurzeln ihres Glückes liegen, wird ihr nicht zu helfen sein. Ich bereue es fast, sie so sehr an uns gezogen zu haben. Das fordert stets zu Vergleichen heraus, die bei dem Mädchen ständige Unzufriedenheit auslösten."

„Ja, Jo hat gute Eltern", bestätigte Ute. „Linde ist ein herziges Ding, und das ‚unbeschriebene Blatt' ist süß. Bruno mag ich auch recht gern. Aber Dieter, Vater", sie stellte sich ernsthaft vor Herrn Seibold hin, „Dieter wird sicher einmal ein großer Dichter."

„Holla, holla — nur langsam mit den jungen Pferden!" lachte Herr Seibold. „Ich glaube aber auch, ein Kind dieser Familie findet sich immer wieder zurück. Die Zugkraft solchen Elternhauses ist stark."

* *
*

Bei Markarts gab es eine bitterböse Stunde.

Jo bat die Mutter, nachdem die Geschwister ins Bett gegangen waren, um eine Unterredung unter sechs Augen.

Schonungslos bekannte sie alles — sie klagte sich hart an.

Herr Markart war außer sich.

Daß eines seiner Kinder um äußerer Vorteile wegen eine solche Komödie aufführen konnte, brachte ihn um alle Besinnung.

So heftig hatte Jo ihren Vater noch nie gesehen. Sie erschrak vor seinen blitzenden Augen, vor den fast wilden Bewegungen, mit denen er seine Worte unterstrich.

„Arm war ich zeit meines Lebens", rief er, „aber ehrlich bin ich stets geblieben. Daß du mir das antust, Jo, das kann ich dir nie verzeihen. Was muß Herr Forb für einen Begriff von der Familie Markart bekommen haben, wo die älteste Tochter sich für eine andere ausgibt, um einen Verehrer nicht zu verlieren!"

„Ich habe mit keinem Wort gesagt, daß ich Fräulein Markart wäre", verteidigte sich Jo.

„Du hast geschwiegen — und schweigen kann unter Umständen eine größere Schuld sein als reden. Du hast meinen guten Namen geschändet, Jo."

„Vater!"

„Ja, das haſt du. Aber ich werde Herrn Forb ſchreiben. Ich werde ihm ſagen, daß — jetzt gleich werde ich ihm ſchreiben."

Er eilte zum Schreibtiſch und riß ſeine Schreibmappe aus dem Fach.

„Nein!"

Frau Markart, die bisher ſtumm dabei geſeſſen, legte mit einer ſanften, aber feſten Bewegung ihre Hand auf den Arm des furchtbar erregten Mannes.

„Nein, Heinz — nicht in dieſem Zuſtand. Man ſoll alles erſt beſchlafen, ehe man ſchwerwiegende Entſchlüſſe faßt. Laſſe Jo jetzt hinaufgehen, dann wollen wir die Sache noch einmal beſprechen."

Jo verließ mit leiſem Gutenachtgruß das Zimmer. An der Tür heftete ſie noch einen flehenden, hoffnungsvollen Blick auf die Mutter, den dieſe ernſt erwiderte.

Doch Jo hatte trotzdem etwas darin geſehen, woran ſie ſich mit aller Macht anklammerte, bis ſie endlich einſchlief.

Mutter! Das war ſtets der letzte Rettungsanker bei allen kindlichen Sorgen und Nöten geweſen.

Mutter konnte immer helfen, konnte körperliche

und seelische Not lindern. Mutter wollte auch immer helfen.

„Mutter!" murmelte Jo noch im Schlaf, ohne zu ahnen, daß die Mutter dieses Wort hörte.

Frau Markart stand an dem Bett ihres Sorgenkindes.

„Ja, du sollst die Mutterhand fühlen, mein Kind", flüsterte sie leise, auf das schlafende Mädchen blickend.

Da Herr Markart auf den Brief an Herrn Forb bestand, setzte Frau Markart ihn mit ihrem Mann gemeinsam auf, jedes Wort, das er schrieb, sorglich überprüfend.

Und so kam ein Schreiben zustande, in dem Herr Markart die volle Wahrheit bekannte, die Schuld seiner Tochter offen eingestehend, sich freimütig bei dem anderen Vater entschuldigte, aber auch Jos freiwilliges Bekenntnis, ihre Reue und ihren Jammer schilderte, den sie die Tage daher unter dem Druck der üblen Sache mit sich herumgeschleppt habe.

* *
*

„Ich muß sagen", wandte sich Herr Forb an seinen Sohn, der mit finster gerunzelten Brauen am Fenster saß, „daß mir dieser Tanzlehrer Markart einen recht würdigen Brief geschrieben hat. Eigentlich tut mir die Kleine leid. Im Grunde war es doch nur eine dumme Kinderei."

„Bei jeder andern wäre es mir egal", preßte Paul Forb heraus. „Aber gerade dieses Mädchen — sie hat so nette Ansichten entwickelt, sie hat so etwas — wie soll ich sagen? — etwas Ehrliches, Vertrauenerweckendes —"

Herr Forb sah seinen Sohn ernsthaft an.

„Na, Paul, du scheinst ja wahrhaftig Feuer gefangen zu haben für die Kleine?"

Der junge Forb bekam einen roten Kopf.

„Ja, Vater, sie gefiel mir so gut, wie mir noch kein Mädchen gefallen hat. Und da ich sie für das Fräulein aus der Drogerie hielt, dachte ich, auch euch würde die Sache sympathisch sein."

„Hm!"

Vater Forb ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und her.

„Grundsätzlich ist zu dieser Frage zu sagen, daß

ihr beide, sowohl du als auch die kleine Markart, noch viel zu jung seid, um an etwas Derartiges zu denken. Du weißt, du sollst noch ins Ausland, in die Fabrik meines Geschäftsfreundes. Also, mein Sohn, halte deine Gefühle einstweilen etwas in Schach. Im übrigen aber freut es mich, daß die unangenehme Sache nun noch verhältnismäßig gut beendet worden ist. Dieser Markart scheint mir ein sehr vernünftiger Mann zu sein."

Fünfzehntes Kapitel

Was Linde mit den Blumen und Detlev mit den Männern erlebte, die Bier holen wollten

Es war alles wieder wie früher — und doch war es nicht mehr ganz so. Ein leises Fremdsein war trotzdem zwischen Jo und Ute geblieben. Die Unbefangenheit, mit der Jo im Hause Seibold ein und ausgegangen, fehlte jetzt.

Aber auch zu Hause fanden die einzelnen Familienmitglieder eine Veränderung an Jo.

Die jüngeren Geschwister hatten oft unter dem unausgeglichenen Wesen der ältesten Schwester zu leiden gehabt, besonders Linde konnte ein Lied von Jos Launen singen.

Jo aber war jetzt viel sanfter und freundlicher. Sie nahm der Mutter oft freiwillig irgendeine Arbeit ab, die sie sonst nur murrend verrichtete, sie half Linde bei ihren Aufgaben, las Detlev und Renate unaufgefordert aus ihrem Märchenbuch vor und stopfte Bruno einen langen Riß, den er sich in seine Hose gemacht, so fein, daß man ihn fast nicht mehr sah, was den Bruder zu den anerkennenden Worten hinriß:

„Du bist doch ein feiner Knochen, Jo!"

Auch bei diesem mehr ehrlichen als geschmackvollen Lob flog nur ein schwaches Lächeln über Jo ernstes Gesicht. Denn ernst war Jo jetzt, sehr ernst, und ihr hübsches Gesicht hatte alle Farbe verloren.

Niemand sprach mehr von der Sache mit Herrn Forb. Sein Vater hatte Herrn Markart ein paar sehr höfliche und freundliche Zeilen geschrieben und

die Geschichte als eine Kinderei hingestellt. Herr Markart selbst sah sie als beendet an und lachte und scherzte mit seiner ältesten Tochter genau so wie früher.

Doch Frau Markart merkte trotzdem, daß Jo litt, daß ihr ganzes Wesen verändert war, einen Umbruch erlitten hatte, von dem die Mutter trotz der liebenswürdigen Äußerung noch nicht wußte, ob sie sich darüber freuen oder ob es sie besorgt machen sollte.

* *
*

Es war jetzt längst Frühling. Im Garten um das „tanzende Haus" grünte und blühte es.

An allen Fenstern leuchteten blühende Blumen, denn seit Linde wöchentlich ein paarmal zu Frau Nittemann ging, um im Laden zu helfen, kam ein ungeahnter Blumensegen über das „tanzende Haus". Es hatte sich so nach und nach eingerichtet, daß Linde fast ihre ganze freie Zeit bei der Mutter ihres ehemaligen Schülers verbrachte. Sie wurde Mutter Nittemann mit ihrer sicheren, verständigen Art und

dem großen Eifer, den sie dem Geschäft entgegenbrachte, mit der Zeit eine wirkliche Hilfe.

Ja, ach ja, die kleine, blumenselige Linde sah schon ein, daß auch in einem solchen Laden nicht alles ungetrübte Freude war. Auch Frau Nittemann hatte Sorgen und Ärger, sie mußte kalkulieren und genau einteilen.

Trotzdem waren es Lindes glücklichste Stunden, wenn sie unter der blühenden, duftenden Pracht weilte oder im Hinterzimmer beim Binden von Sträußen und Kränzen helfen durfte.

Nach und nach zog Frau Nittemann sie zu anderen Arbeiten ebenfalls heran. Am schwersten fielen ihr die Abrechnungen, die ihr der Sohn stets abgenommen.

Linde, sonst nur eine mäßige Schülerin, rechnete außerordentlich verläßlich.

Als an einem schönen Sommerabend das schwere Werk wieder glücklich vollendet war und Linde sich zum Heimgehen rüstete, sagte Frau Nittemann — sie nannte Linde längst du:

„Kind, ich lasse dich nicht mehr fort. Es ist zu spät

geworden. Kurts Zimmer steht ja leer. Du schläfst bei mir und hast morgen dann ganz nah zur Schule."

„Aber die Eltern werden sich ängstigen", wandte Linde bedenklich ein.

„Ich rufe an. Dann erlauben sie es schon."

Herr Markart gab dann auch die erbetene Erlaubnis.

Frau Nittemann nahm Bettwäsche aus dem Schrank.

„Überzogen haben wir gleich. Sieh, Linde, das ist Kurts Zimmer."

Mit dem ganzen freundlichen Wohlwollen, das sie für ihren ehemaligen Schüler fühlte, blickte sich Linde in dem nicht großen, aber gemütlichen Raum um.

Da standen noch in Reih und Glied Kurts Schulbücher. Da prunkte an der Wand seine Klampfe. Ein paar Bilder von Fliegerhelden schmückten die Wände. Im Kleiderschrank hingen in peinlicher Ordnung die Anzüge, die er beim Arbeitsdienst nicht brauchte.

Als Frau Nittemann das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Linde auf einen Stuhl und ließ die Augen bedachtsam umherwandern. Wenn ihr das jemand

prophezeit hätte, als das Mitleid mit dem jungen Bären, an dem Herrn Markarts pädagogisches Talent so ganz versagte, sie trieb, sich selbst als Lehrmeisterin anzubieten, daß sie noch einmal im Zimmer Kurt Nittemanns, in seinem Bett schlafen würde!

Eigentlich sonderbar — höchst sonderbar!

Nach einigen Minuten angestrengten Grübelns zog Linde eines der eingebundenen Hefte heraus und schlug es auf. In seiner deutlichen, ein bißchen schulmäßigen Schrift setzte sich Kurt da mit irgendeinem Aufsatzthema auseinander. Leicht mochte es ihm nicht geworden sein.

„Sicher nicht", sagte Linde bei sich. „Aber ein guter Kerl ist er doch."

Mit diesem Gedanken kleidete sie sich aus, kroch unter die Decke, und bald umfing sie derselbe zufriedene Kinderschlaf wie in der Jungfernkammer des „tanzenden Hauses".

Von jenem Tage an blieb Linde des öfteren bei Frau Nittemann über Nacht.

* *
*

Der kleine Detlev lief aufgeregt in die Küche.

„Binde mir meine Schürze ab", forderte er von Bärbel, „ich muß ins Dorf."

„Was mußt du?"

Bärbel fiel aus allen Wolken.

„Ins Dorf — Bier holen", wiederholte der kleine Kerl in höchstem Eifer.

Bärbel stand noch immer starr.

„Detlev, dich hat's wohl?"

„Die Männer wollen aber doch Bier", sagte der kleine Mann weinerlich. „Und ich soll es ihnen holen."

„Was für Männer?" fragte Frau Markart von der Küchentür her.

„Da draußen sitzen sie auf dem Holzstoß — schon lange. Räder haben sie auch dabei, und große Stangen mit Rot daran."

Detlev zerrte die Mutter eifrig ans Fenster.

„Siehst du sie?"

Ja, Frau Markart sah sie.

„Das sind die Gehilfen von einem Geometer", sagte sie.

„Auf den warten sie", bestätigte Detlev freudig.

„Mutter, was ist denn das, ein Geometer? Ist das ein Auto?"

Frau Markart lachte.

„Nein, mein Kleiner. Geometer sind Leute, die das Land vermessen. Doch wie kommt es denn, daß dir die Männer den Auftrag gegeben haben, Bier für sie zu holen?"

„Ich habe mit Augustus vorm Hause gespielt. Da fragten sie mich, ob ich wüßte, wo das Wirtshaus wäre. Sie hätten Durst und dürften selber nicht fort, denn der Geo — der Geo —"

„— meter", vollendete Frau Markart.

„Ja, der Meter käme gleich, haben sie gesagt."

„So?"

Frau Markart ging zu den Männern hinaus.

„Es tut mir leid, den Jungen nicht senden zu können. Zum Bierflaschentragen ist er noch zu klein", sprach sie zu ihnen. „Doch wenn Ihnen mit einem kalten Kaffee gedient wäre — ich habe noch reichlich zwei große Tassen vom Frühstück übrig, und der löscht den Durst besser als Bier."

„Da wären wir der Frau sehr dankbar", entgegnete der ältere der Arbeiter freundlich. „Wir

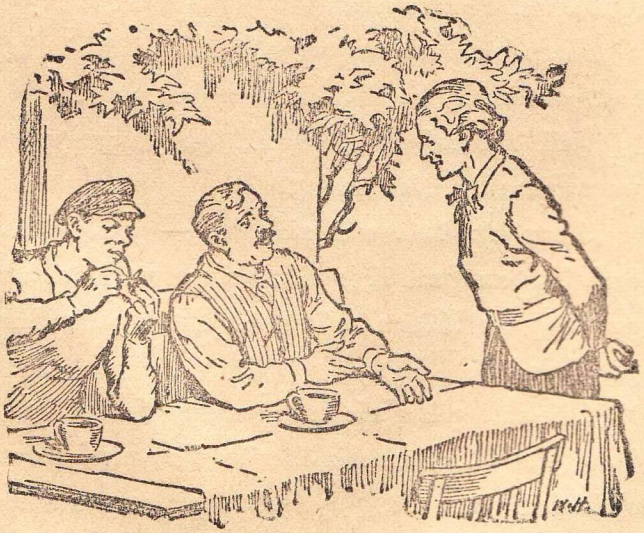
haben auch nur an Bier gedacht, weil wir glaubten, hier draußen sei sonst nichts zu bekommen."

Sie folgten Frau Markart vor das Haus nach der Bank, die im Schatten stand.

„Hier ist gut sein", sagten sie und wischten sich den hellen Schweiß von der Stirn.

Bärbel brachte in zwei Riesenschalen den kalten Kaffee.

„Ja, ja, hier draußen ist's noch ganz schön still und ländlich", begann der eine und setzte seine Pfeife in Brand, „recht schön ruhig."



„Darüber sind wir auch sehr froh", bestätigte Frau Markart.

„Wird aber, dünkt mich, nicht mehr lange so bleiben."

„Wieso?" fragte Frau Markart in plötzlichem Erschrecken.

„Da drüben soll ein Flugplatz hinkommen", sagte der ältere Mann, mit der Pfeifenspitze nach einer ungewissen Ferne hindeutend.

„Ach, das macht uns wohl nicht viel aus", erwiderte Frau Markart. „Von da drüben bis hierher ist eine hübsche Entfernung."

„Kann sein, kann auch nicht sein. Aber ich glaube, das Haus hier ist die nördliche Anwesensgrenze."

„Fiele also noch in den Bereich des Flugplatzes?" fragte Frau Markart entsetzt.

„Kann sein, kann auch nicht sein — je nach Bedarf. An dem Haus ist ja nicht viel verloren", tröstete gutmütig der Mann. „Und die Stadt zahlt sehr großzügig."

„Niemals geben wir das ‚tanzende Haus' her", sagte Frau Markart mit einer bei ihr ganz fremden Heftigkeit, „niemals. Jetzt haben wir es uns müh-

selig genug so nett hergerichtet — und nun sollen wir wieder darauf verzichten? Nein! Wir sind gern hier draußen, und ein Verkauf kommt gar nicht in Betracht."

Der Mann wiegte bedenklich den Kopf.

„Da gibt es zwei Verfahren", sagte er wichtig. „Das eine ist der freie Verkauf, das andere, das ist für die, die nicht wollen, das abgekürzte Enteignungsverfahren."

„Das heißt, man nimmt den Leuten einfach ihr Eigentum, nicht wahr? Das wäre schrecklich!" rief Frau Markart.

„Aber man bezahlt es. Ja, so wird das gehandhabt", entgegnete der städtische Arbeiter. „Das ist nun mal so, wenn die Stadt das Land braucht, da gibt es keine Fisematenten, da heißt es dann eben: ‚Raus!'"

Ein Auto flitzte heran, aus dem zwei Herren herausſprangen.

Die Männer tranken schnell ihren Kaffee aus und liefen ihnen entgegen.

Frau Markart ging auf den älteren der beiden Männer zu.

„Ist es wahr, was Ihre Leute sagen", fragte sie mit bebender Stimme, „daß unser Haus einfach enteignet werden kann?"

„Aber, meine Dame, das steht ja noch gar nicht fest", beruhigte sie der Geometer. „Vermessen müssen wir allerdings das Grundstück. Ich bitte, in den Garten zu dürfen."

Frau Markart konnte sich nicht beruhigen.

Also das bedeutet nicht —?"

„Das bedeutet weiter gar nichts", erwiderte der Herr, „als daß wir die Größe des Feldes feststellen."

* * *

Detlev konnte es an diesem Tage gar nicht erwarten, bis der Vater und die Geschwister heimkamen, um die große Neuigkeit brühwarm zu berichten.

„Vater! Vater! Vater! Männer waren da, ganz viele Männer, die Meter heißen und im Auto fahren, und große Stöcke haben sie, Vater."

„Was du nicht alles weißt", lachte Herr Markart, gut gelaunt. „Und was wollten denn diese Männer?"

„Sie haben erst von mir Bier gewollt, und dann hat sie Mutti zum Kaffee eingeladen. Und unser Haus wollen sie kaufen und einen Flugplatz darin einrichten. Meinst du nicht, Vater, daß es eigentlich zu klein dazu ist?" setzte der kleine Detlev bedenklich hinzu.

Nun wurde Herr Markart doch aufmerksam.

„Was erzählt der Junge denn da für einen Unsinn?" fragte er seine Frau, deren Willkommenslächeln heute nicht so heiter war wie sonst. „Was machst du denn für ein Gesicht, Marie? Ist etwas vorgefallen?"

Beim Abendessen berichtete dann Frau Markart die ganze Sache, die ihr den Tag gründlich verdorben hatte.

Herr Markart wurde sehr nachdenklich.

„Möglich ist es natürlich, durchaus möglich. Ich hörte auch schon einmal etwas von einem Flugplatz, der in die hiesige Gegend gelegt werden würde."

„Ein Flugplatz? Zereol!" schrie Bruno.

„Zereol" war eines jener Wörter der Geheimschulsprache, deren Sinn nur ihm bekannt war, das aber sichtbar höchste Anerkennung ausdrücken sollte.

„Jetzt weiß ich, was ich werde — Flieger!"

„Passe nur auf, daß du das in deiner Klasse nicht unfreiwillig wirst", trumpfte Herr Markart seine Begeisterung ab. „Deine letzten Noten sind, wie du weißt, nicht gerade beglückend."

„Vater, so glaubst du also wirklich, daß wir unser tanzendes Haus hergeben müssen?" fragte Linde.

Und ohne daß sie es hindern konnte, rollte eine große Träne über ihre runden Wangen.

„Ich meine nur, die Sache sei möglich. Indessen ist damit nicht gesagt, daß es wirklich so kommen muß, Linde. Und ich glaube, Marie, wir wären töricht, uns jetzt schon Gedanken zu machen über etwas, was vielleicht nie zur Wirklichkeit wird."

Frau Markart aber blieb den ganzen Abend über schweigsam und bedrückt, und dem scharf beobachtenden Dieter, der nie viel sprach, aber aus allerlei, was andere gar nicht bemerkten, seine Schlüsse zog, schien es, als sei die auffallende Lustigkeit des Vaters heute

nicht ganz von Herzen kommend. Sollte er dieser Geschichte mit dem Geometer doch mehr Bedeutung beimessen, als er sich merken lassen wollte?

* *
*

Frau Markart sah die vier Männer noch tagelang, wie sie überall auf dem großen, weiten Feld ihre Stäbe aufsteckten. Aber weiter ereignete sich nichts.

„Die Sache mit dem Flugplatz soll sich zerschlagen haben,", erzählte Herr Markart ganz aufgeräumt einige Wochen später.

„Woher weißt du das?" fragte Frau Markart.

„Der Bürgermeister von Adorf teilte es mir mit. Es soll sich um ganz ungeheure Summen handeln, die nicht dazu bereit gestellt werden können."

„Du weißt nicht, welche Freude du mir mit dieser Nachricht bereitest", rief Frau Markart. „Ich habe es doch recht lieb gewonnen, unser bescheidenes ‚tanzendes Häuschen'. Und hergeben — nein, ich darf gar nicht daran denken!"

Sechzehntes Kapitel

Dieter hat einen Wunsch

Die Famile saß um den Tisch im Wohnzimmer versammelt wie jeden Abend. Vor Frau Markart stand der sich nie ganz bis auf den Grund leerende Flickkorb. Bärbel strickte. Die Kinder saßen über ihren Schulaufgaben. Herr Markart las in einer Kunstgeschichte, die ihm ein wohlhabender Kollege geliehen; denn sich selbst solch teure Bücher anzuschaffen, mangelte ihm das Geld.

Es war so still im Zimmer, daß eine aufgewachte Fliege, welche um die Lampe kreiste, alle Köpfe aufschauen ließ.

Dieter hatte schon längst seine Bücher geschlossen und blickte nachdenklich auf den vertieften Vater.

„Hast du einen Augenblick Zeit für mich?" fragte er dann leise.

Herr Markart schloß sofort das Buch. Wenn eines seiner Kinder ein Anliegen hatte, dann gab es

nichts, was ihn hätte abhalten können, den seine Hilfe Begehrenden anzuhören.

„Komm'", sagte er kurz.

Er schritt nach dem winzigen Kämmerchen, das den stolzen Namen „Herrenzimmer" besaß, außer dem Platz für den Schreibtisch Herrn Markarts und einem altmodischen Ruhebett jedoch nur gerade so viel Raum enthielt, daß ein Mensch darin stehen konnte.

„Nun, Dieter, was ist's? Schieß los!" ermunterte Herr Markart freundlich, sich in den Schreibstuhl setzend, während der Junge auf dem Ruhebett Platz nahm.

„Ich möchte — über meine Zukunft möchte ich mit dir reden, Vater", begann Dieter.

„Und einen festen Plan hast du auch schon, wie ich dich kenne, nicht wahr?" entgegnete Herr Markart.

„Einen Plan? Ach, Vater, das ist es ja, warum ich mit dir sprechen möchte. Ich habe einen Wunsch, doch ich glaube nicht, daß er sich verwirklichen läßt."

„Du weißt, Dieter, daß Mutter und ich für eure Anliegen stets ein offenes Ohr besitzen. Du weißt aber auch, daß es bei uns leider Grenzen gibt, engere Grenzen als in vielen anderen Familien, und daß es nie und

unter keinen Umständen geschehen darf, daß ein Kind dem andern vorgezogen wird, mehr an Sorgfalt und Aufwand zugewendet bekommt als die anderen. Ist dein Wunsch in diesem Rahmen erfüllbar, dann sprich."

„Ich möchte studieren, Vater."

Herr Markart blickte vor sich hin. Ein fast schmerzlicher Zug erschien auf seinem lebensvollen Gesicht.

„Weißt du, Dieter, daß dies auch einmal mein heißester Wunsch war? Und daß ich ihm entsagen mußte, weil die Verhältnisse es nicht gestatteten? Das Gehalt meines Vaters als Ballettmeister reichte gerade hin, um die achtköpfige Familie schlecht und recht durchzubringen. Ich war gewandt und schon von Jugend an geschult, und meine Ausbildung als Tanzlehrer kostete meinen Eltern wenig, da ich als Ballettmeisterssohn ein Stipendium bekam. So mußte ich den Traum eben begraben."

„Ist es dir nicht schwergefallen, Vater?"

„Ja und nein", entgegnete Herr Markart. „Siehst du, Dieter, es gibt Naturen, die, wenn ihnen eine Sache fehlschlägt, ihr ganzes Leben für

verfehlt ansehen. Sie steigern sich in eine Mut- und Hoffnungslosigkeit hinein, die ihnen dann wirklich den Boden unter den Füßen abgräbt. Zu diesen bedauernswerten Menschen gehöre ich nicht. Wenn ich sehe, daß ich ein Ziel trotz aller Anstrengung nicht erreichen kann, dann gebe ich es auf und suche aus dem, was mir erreichbar ist, das Beste zu machen. Glück, mein Kind, hängt letzten Endes immer nur daran, wie du die Dinge deines Lebens ansiehst und bewertest. Hast du das Gefühl, unter allen Umständen deine Pflicht restlos erfüllt zu haben — ei, den möchte ich sehen, Dieter, bei dem sich das Gefühl des Glückes da nicht einstellte! Aber nicht nur schlechtweg erfüllt, sondern willig und freudig."

„Vater!"

Der klare Blick des jungen Menschen ruhte voll auf dem Gesicht Herrn Markarts.

„Vater — zerbrechen wird es auch mich nicht. Doch ich hätte sehr, sehr gern studiert."

„Und was hättest du denn studieren wollen?" fragte Herr Markart.

„Kunstgeschichte, Philosophie, Geschichte, Literatur."

„Mein Dieter ein Gelehrter!"

Herr Markart sprang mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit auf und war drauf und dran, einen Sturmmarsch zu machen, wie er es meist tat, wenn ihn etwas erregte, und wenn auch nur um den Tisch im Wohnzimmer herum.

Doch als er heftig an Dieters Knie stieß, setzte er sich wieder. Das „Herrenzimmer" erwies sich als durchaus ungeeignet für derartige Betätigungen.

„Man möchte", sagte er versonnen, „ja stets gern an seinen Kindern verwirklicht sehen, was man selbst nicht erreicht hat. Aber wenn auch das für deinen Wunsch spräche, daß wir die Universität am Ort haben — es sind Jahre, Dieter, die solch ein Studium beansprucht, Jahre, in denen du in einem anderen Beruf schon verdienen könntest. Dir auf dem Fuße folgt Jo, die auch noch kosten wird. Dann kommt Linde — dann Bruno. Ich habe neulich Herrn Richard gesprochen von der Buchhandlung Richard und Sohn. Er fragte mich, ob du nicht Lust hättest, nach dem Absolutorium bei ihm einzutreten. Sein Sohn geht doch in deine Klasse, nicht wahr?"

„Ja", antwortete Dieter. „Und er will auch mit

mir zusammen, wenn möglich, Arbeitsdienst und Militärzeit abmachen."

„Drei Jahre Spanne", sagte Herr Markart. „Was kann sich da nicht alles noch ereignen!"

„Zum zweiten Male werde ich wohl nicht mehr in der Lotterie gewinnen", lächelte Dieter.

„Junge", rief Herr Markart entsetzt, „wenn du das Geld noch hättest, dann könntest du . . . Nein, es muß Rat werden."

Und wieder sprang er auf, setzte sich aber gleich wieder und sprach bedrückt:

„Ich weiß nun deinen Herzenswunsch, Dieter, und ich will darüber nachdenken. Vielleicht findet sich ein Ausweg. Es muß sich ein Weg finden — irgendwie wird es schon einzurichten sein."

„Ich will aber doch einmal mit Edmund Richard sprechen," sagte Dieter tapfer, „für alle Fälle, Vater. Und mit Büchern — das ist auch etwas Schönes."

* *
*

„Es fällt mir namenlos schwer, Dieters Wunsch nicht erfüllen zu können", klagte Herr Markart

seiner Frau, als die Kinder zu Bett waren und er das Gespräch mit dem Sohn berichtet hatte.

Dies war die Stunde, in der die Eltern ihre gemeinsamen Sorgen beredeten und ihre Entschlüsse faßten. Auf jeden der Abende traf immer eine hübsche Portion.

„Ja, ich würde mich für den Jungen von Herzen freuen, wäre es möglich, daß Dieter studieren dürfte", entgegnete Frau Markart. „Er ist wohl nicht so begabt wie Jo, aber das ersetzt sein Fleiß, seine unbedingte Zuverlässigkeit, sein fester Wille."

„Nicht so begabt?"

Herr Markart blickte nachdenklich vor sich hin.

„Ich weiß nicht, Marie, ob ich das zu unterschreiben vermöchte. Bei Dieter sind noch Türen geschlossen, die eines Tages aufgehen werden. Mein Urteil über ihn steht noch nicht fest, während ich mir über Bruno keinerlei Illusionen mache. Bruno wird nie ein Lerner sein. Er wird auch nicht schöpferisch sein. Seine Begabung liegt im Körperlichen. Er hat die Gewandtheit, die ich besaß, verbunden mit einem Hang zum Abenteuerlichen, einer Freude an der Gefahr, am Wagnis, die mir abging. Ich würde aber Dieter so

gern den Weg ebnen, der zu ihm selbst führt. Doch es geht nicht, Marie, es geht nicht. Du weißt, welch ein Rechenkunststück es ist, unsre Familie durch das Jahr zu bringen. Jedes unserer Kinder muß trachten, möglichst bald selbständig zu werden, um zu verdienen. Indessen habe ich Gewissensbisse, Marie, ich hätte von dem Jungen das Opfer der zweitausend Mark nicht annehmen sollen. Was hilft es ihm, daß er nun Mitbesitzer des Hauses ist? Das Geld liegt fest. Und damit hätte Dieter seine Studienjahre einigermaßen decken können."

Siebzehntes Kapitel

Schwere Tage

„Mutter, bist du selbst da?"

„Ja, ich bin's", rief Frau Markart in den Fernsprecher. „Ist etwas passiert, Jo? Du scheinst so aufgeregt."

„Ja, denke nur — heute bei der Deutschstunde ist Ute ohnmächtig geworden. Fräulein Sentner rief ein Auto an und schickte mich mit ihr heim, als sie wieder zu sich gekommen war. Ute hat furchtbar gefroren, sie hat förmlich geklappert, und dann ist sie hochrot geworden, und im Wagen hat sie plötzlich angefangen zu singen, ganz laut, Mutter. Ich hatte solche Angst, sie war nicht bei sich und nannte mich immer Fräulein Sentner."

Der Hörer zitterte leicht in Frau Markarts Hand.

„Um Himmels willen — das Kind ist gefährlich krank."

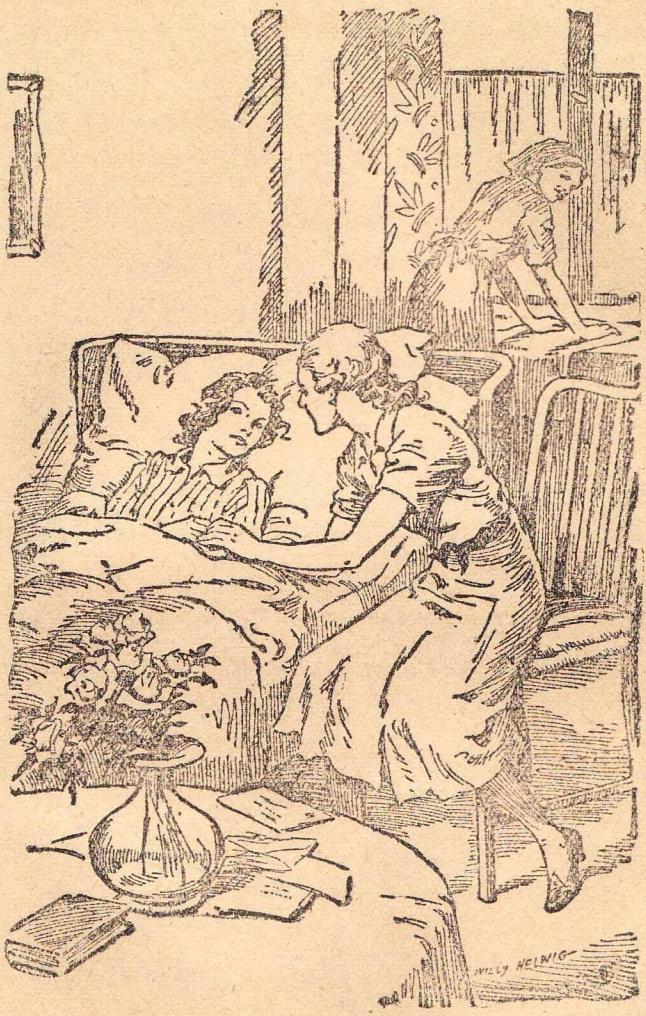
„Ja, denke nur, Mutter, Frau Seibold ließ sofort den Sanitätsrat kommen. Er meint, es sei eine Lungenentzündung im Anzug. Ute hat vierzig Grad Fieber."

„Wie furchtbar!" sagte Frau Markart, ehrlich erschrocken.

„Sie phantasiert jetzt, Mutter."

Jos Stimme brach in leisem Weinen.

„Aber sie ruft immer nach mir. Sie ist nur ruhiger, wenn ich ihre Hand halte. Und Frau Seibold läßt fragen, ob ich nicht hierbleiben dürfte."


WILLY HELWIG

„Selbstverständlich", entgegnete Frau Markart. „Ich werde dir gleich deine Nachtsachen zusammenpacken. Bruno kann sie dir mit dem Rad hinbringen. Grüße Frau Seibold und sage ihr, wie leid mir die Erkrankung Utes tut, und daß ich von Herzen alles Gute wünsche."

* *
*

Mit hochroten Wangen, die Augen starr ins Leere gerichtet, lag Ute im Bett ihres Zimmers.

Die freundliche Krankenschwester hatte ihr eben eine kühle Ganzpackung gemacht und Jo ihr dabei geholfen.

Ruhig und verständig ging das Mädchen der Pflegerin zur Hand.

Die Schwester war Frau Seibold gegenüber voll des Lobes für Jo.

Ute wurde auf den Wickel etwas ruhiger. Plötzlich belebte sich der starre Blick.

Sie wandte den Kopf und schaute Jo mit einem klaren, wachen Ausdruck an.

„Jo, du bist bei mir?“ flüsterte sie.

„Ja, Ute.“

„Und — du bleibst bei mir?“

„Ich schlafe heute bei euch.“

„Du sollst aber morgen auch hierbleiben — du mußt hierbleiben“, sagte Ute mit einer eigenartig rauhen, tiefen Stimme.

„Ich bleibe bei dir.“

„Versprichst du es mir?“

„Ich verspreche es.“

„Jo, bin ich sehr krank? Ich kann mich auf gar nichts mehr besinnen.“

„Du sollst es auch nicht, Ute — schlafe jetzt nur!“

„Bin ich sehr krank, Jo?“ fragte Ute eigensinnig.

„Es ist nicht so schlimm, Ute. Du hast einen Wickel bekommen — und darauf ist dir schon besser geworden.“

„Daß du aber hierbleibst“, flüsterte Ute.

Dann sanken ihr die Lider über die sonderbar glänzenden Augen.

Sie schlief.

Jo stand leise auf. Sie ging ins Wohnzimmer, wo Frau Seibold eben alles zur Nachtwache vorbereitete.

„Ute war bei Bewußtsein", erzählte sie froh. „Ich glaube, es wird doch nicht so arg mit ihr."

„Das gebe Gott", entgegnete Frau Seibold, unwillkürlich die Hände faltend.

* *
*

Am nächsten Tage kam der Schoffför. Er brachte einen Brief an Frau Markart.

Frau Seibold bat sie, Jo für die Zeit der Krankheit von Ute ganz zu ihnen übersiedeln zu lassen.

„Gewähren Sie einer angstvollen Mutter diese Bitte, liebe Frau Markart", schrieb sie. „Ute ist sehr krank, doppelseitige schwere Lungenentzündung. Sie liegt im höchsten Fieber und ist meist ohne Bewußtsein. Doch sogar in ihren Delirien verlangt sie ständig nach Jo. Sie haben sechs Kinder, ich habe nur das eine. Gewiß, es ist ein Opfer, Jo für eine Zeit hergeben zu müssen, aber ich bitte Sie nochmals herzlich, bringen Sie das Opfer, bringen Sie es der armen, armen Ute. Wer weiß, ob mein Kind noch lange imstande ist, einen Wunsch auszusprechen. Der Sani-

tätsrat hat uns auf das Schlimmste vorbereitet. Ihre unglückliche Betti Seibold."

Frau Markart rannen die Tränen über das Gesicht.

„Warten Sie, bitte, ein wenig in der Küche", sagte sie freundlich zu dem Schofför.. „Ich werde sofort die Kleider und Wäsche meiner Tochter zusammenpacken."

„Da ist noch ein Zettel von Fräulein", entgegnete der Mann. „Den sollte ich Ihnen geben, wenn Sie den Brief gelesen hätten."

„Liebe Mutter!" schrieb Jo. „Ich weiß ja doch, Du erteilst Deine Einwilligung. Mutter, wir sind heute nacht alle nicht ins Bett gekommen. Es war furchtbar!

Der Sanitätsrat war abends um elf Uhr und früh um drei nochmals da. Dann fiel Ute in einen schweren Schlaf, in dem sie jetzt noch liegt. Mutter, diese Stunden werde ich nie vergessen. Wenn Ute sterben sollte — ich darf daran nicht denken! Ich glaube, wenn man damit rechnen muß, einen Menschen, mit dem man verbunden ist, hergeben zu müssen, merkt man erst richtig, wie lieb man ihn hat."

Es folgte dann ein Verzeichnis der Bücher, Hefte und Gegenstände, die sie brauchte.

„Ich komme nach Hause, sobald es Ute besser geht. Jetzt wage ich mich außer der Schulzeit nicht aus dem Haus", schloß Jo den hastig hingeworfenen Zettel.

Eilig packte Frau Markart Jos Kleider und Wäsche in den großen Koffer ihres Mannes. Es war ihr eigen dabei zumute. Obwohl sie sofort innerlich ja gesagt zu Frau Seibolds Bitte, konnte sie ein schmerzliches Gefühl nicht loswerden, als stehe auch sie vor der Tatsache, ihr Kind hergeben zu müssen.

Noch nie war eines der Markartschen Kinder auf länger vom Elternhaus fort gewesen. Nun ging Jo als erste.

Sie würde zurückkehren — natürlich!

Und die dummen Gedanken machte sie sich ganz umsonst. Reiner Unsinn das alles!

Wenn sich auch Frau Markart also herzhaft zuredete — sie empfand es doch wie einen Abschied, als der Schofför den Koffer in das Auto stellte.

„Immer diese Seibolds", sagte Frau Markart bei sich, „immer wieder diese Seibolds!"

Dann aber rief sie sich energisch zur Ordnung.

„Eine verzweifelte Mutter hat an die andere Mutter geschrieben. In welcher Angst und Aufregung mag sie sein! Und sie selbst klammert sich jetzt an Jo, als die beste Freundin ihres Kindes. Pfui, Marie, schäme dich!"

Frau Markart band ihre Küchenschürze um und ging, nach Bärbel zu schauen, die Salat putzen sollte. Die Küche war leer. In einer großen Schüssel stand der Salat — ungeputzt. Und es war schon spät. Wo blieb Bärbel?

Achtzehntes Kapitel

Bärbel

Bärbel — ach ja, Bärbel!

Bärbel war in letzter Zeit gar nicht mehr so zufriedenstellend wie im Anfang.

Gewiß, es ging manches Stück der bescheidenen Markartschen Habe unter den Fäusten des drallen

Mädels flöten. Doch sie war stets willig, fleißig und freundlich gewesen. Sie vergaß nichts, was ihr aufgetragen wurde, und setzte sichtlich ihren Ehrgeiz hinein, ihre Frau zufriedenzustellen.

Jetzt aber hatte sich das geflügelte Wort in der Markartschen Famile eingebürgert:

„Wenn man etwas vergessen haben will, braucht man es nur der Bärbel zu sagen."

Den Salat hatte sie wohl auch vergessen.

Seufzend nahm Frau Markart die große Schüssel vor und begann die Salatköpfe sauber zu putzen.

Was war nur in das Mädel gefahren?

Nun mußte sie hier in der Küche arbeiten und hatte doch damit gerechnet, wenigstens die glatten kleinen Stücke der Wäsche noch vor dem Abendessen legen und für morgen zum Mangeln einspritzen zu können, da vieles dringend gebraucht wurde.

Nur einer ergriff stets energisch die Partei des Mädchens — Bruno.

Frau Markart fiel das zum ersten Male auf, als sie in der stillen Küche über die Veränderung Bärbels nachdachte.

Bruno steckte jetzt oft in der Küche bei ihr, wo sie

eine eifrige Unterhaltung hörte, die jedoch sofort abbrach, wenn sich Schritte der Küche näherten.

Sicher, die beiden hatten wieder ein Geheimnis miteinander — aber welches?

Augustus' Streiche konnten es nicht sein, denn Augustus machte keine Streiche mehr. Er hatte sich zu einem schönen, wachsamen und wohlanständigen Hund ausgewachsen.

Mitten in Frau Markarts Grübeleien platzte Bärbel hinein, hochrot, atemlos.

„Wo stecken Sie denn, Bärbel?" fragte Frau Markart ärgerlich.

„Ich habe — mir nur eine frische Schürze bei uns drüben — geholt", japste Bärbel.

„So? Wo ist sie denn?"

„An hab' — ich sie."

„Diese hatten Sie aber meines Erachtens schon heute früh an."

„Die ist ganz frisch — gerade aus der Kommodenschublad' genommen", verteidigte sich Bärbel etwas gekränkt.

Frau Markart schwieg. Doch sie hätte wetten mögen, daß Bärbel die Schürze nicht aus der Kom-

mode ihrer Mutter, sondern aus ihrer eigenen oben in ihrem Zimmer genommen hatte. Also eine Lüge.

Weshalb log Bärbel?

Frau Markart beschloß, wachsam zu sein. Hier gab es etwas, was nicht in Ordnung war.

„Schälen Sie die Kartoffeln!" sagte sie kurz und wandte sich wieder ihrer Beschäftigung zu.

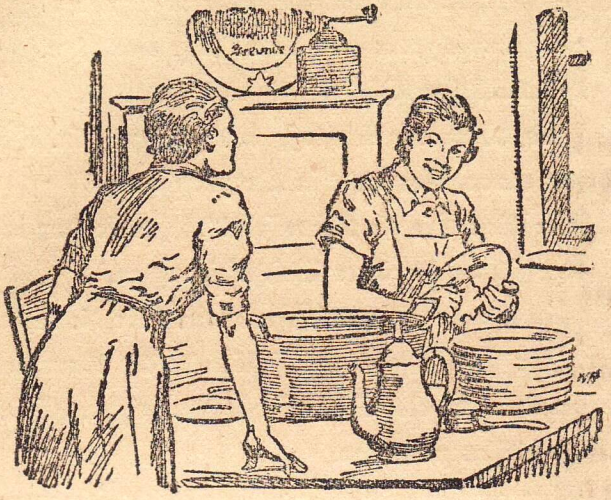
Bärbel machte sich mit Feuereifer über die Arbeit her. Ihr Gesicht glühte. Sie lächelte den Kartoffeln so freundlich zu, als gäbe es für sie kein größeres Glück, als sie schälen zu dürfen.

„Und der Flugplatz kommt jetzt doch!" schmetterte sie plötzlich heraus. Es klang fast wie eine Siegesfanfare.

„So? Woher wissen Sie es denn?" fragte Frau Markart.

„I hab' oan von die Männer troffen, die wo mal bei uns Kaffee getrunken haben. Der hat es erzählt. Nit, daß wir fort müssen, das sell nit. Aber der Flugplatz soll gebaut werden, und ganz große Maschinen sollen da hineinfliegen dürfen. Und wir können das alles sehen und kost' eh nix."

Frau Markart blickte ganz erstaunt auf das



Mädchen, dessen so außerordentliche Anteilnahme sie verwunderte.

„Freut Sie das nit?" fragte Bärbel naiv.

„Nun", entgegnete Frau Markart, „mit der Ruhe ist es dann vorbei."

Da sagte Bärbel etwas, was Frau Markart noch mehr in Erstaunen setzte.

„Ja, was dem einen sei' Eul', ist dem anderen sei' Nachtigall. Mi g'freut's."

Und von diesem Augenblick an hatte Frau Markart die Überzeugung, daß Bärbels verändertes, oft

grundlos fröhliches, oft ebenso grundlos mürrisches oder träumerisches Wesen irgendwie mit dem Flugplatz zusammenhinge.

In den nächsten Tagen ereignete sich jedoch gar nichts, was nähere Anhaltspunkte ergab. Bärbels Freude über den Flugplatz, der „kam", wirkte sich günstig auf die häuslichen Verhältnisse aus. Sie tat willig und eifrig ihre Pflicht und sang, daß es schallte, allerdings mit mehr Kraftaufwand als musikalischem Gefühl.

* *
*

Die Famile Markart dagegen war noch sehr gedrückt von den schlechten Nachrichten, die durch das Telephon ihren Weg aus der Villa Seibold nach dem „tanzenden Haus" fanden.

Immer noch lag Ute in hohem Fieber. Quälender Husten plagte sie, und das Bewußtsein war meist getrübt.

Da, an einem Samstagnachmittag, rollte das Auto Seibolds vor das „tanzende Haus".

Jo sprang heraus. Ihre Wangen hatten alle Frische verloren, doch sie lächelte den ans Fenster gedrängten Geschwistern zu und winkte mit der Hand.

„Es ist eine kleine Besserung eingetreten", berichtete sie freudig. „Das Fieber sank etwas, und auf der linken Lunge sind die Geräusche zurückgegangen."

Ihr Blick überflog den Kaffeetisch.

Es war eine von Frau Markarts Gepflogenheiten, dem samstäglichen gemeinsamen Kaffee einen etwas festlichen Anstrich zu geben, sozusagen als Einleitung des von der ganzen Familie Markart heiß ersehnten Sonntags.

„Streuselkuchen!" stellte Jo befriedigt fest. „Mutter, den bäckt doch kein Mensch auf der ganzen Welt so gut wie du."

Frau Markart schnitt ihrer Tochter Jo ein großes Stück ab.

Nach dem Kaffee bat Jo:

„Vater, darf ich mich auf dein Ruhebett legen? Ich bin furchtbar müde — wir haben immer abwechslungsweise bei Ute gewacht."

Kaum hatte sie sich ausgestreckt — schlief sie auch schon. Stundenlang schlief Jo den Schlaf völliger

Erschöpfung, mit dem gesunde Jugend sich wieder zurecht hilft.

Am Abend holte der Wagen sie ab.

Jo hatte jetzt schon eine solche selbstverständliche Art, sich zurückzulehnen.

„Als wenn ihr das Auto selbst gehörte", stellte Bruno fest.

* * *

Von da an lauteten die Nachrichten aus der Villa Seibold besser und besser. Es kam kein Rückfall. Utes kräftige Natur trug den Sieg über die tödlichen Gewalten davon.

Eines Abends kehrte Jo in das „tanzende Haus" zurück.

Schweren Herzens hatte Ute sie gehen lassen, doch auch Frau Seibold fand, daß sie kein Recht hätten, das Mädchen zurückzuhalten, seitdem Ute auf dem Wege der Besserung war.

Jo kam sowieso mit einem anderen Anliegen. Sie brachte einen Brief von Frau Seibold.

Der Arzt wünsche für Ute einen Aufenthalt an der See, um den Husten zu beseitigen, der immer noch nicht ganz verschwunden war. Jo habe jetzt eine lange Reihe schwerer Tage selbstlos und treu mit der Familie Seibold getragen, es sei wohl nur gerecht, daß sie nun auch die Tage der Erholung mit Ute verlebe, die auch Jo recht nötig sei. Frau Seibold bat dann die Eltern ihre Einwilligung zu geben, daß Jo Ute begleiten dürfe.

Herr Markart blickte in das blasse und schmal gewordene Gesicht seiner Ältesten.

„Wenn du derselben Meinung bist, Marie, so sehe ich nichts dabei, wenn wir Jo diese Reise erlauben. Sie hat es sich verdient."

Frau Markart dachte ebenso. Sie gönnte ihrer Jo einige schöne, sorglose Wochen. Es war eine stille, ernste Jo, die aus der Villa Seibold zurückkehrte. Stumm saß sie inmitten der lebhaften Geschwister — und es war ein leises Gefühl des Fremdseins in ihr.

Frau Markart fühlte es. Die Seelen ihrer Kinder lagen vor ihr wie ein aufgeschlagenes Buch. Aber sie wußte auch, daß das häusliche Band stark genug sein würde, Jo wieder zurückzuziehen.

Man mußte dem Mädchen Zeit lassen, sich in die so ganz andern Verhältnisse zurückzufinden.

„Komm', Jo, wir machen noch einen Gang durch den Garten", forderte sie das blasse Mädchen auf.

Draußen setzten sie sich auf die Bank unter den hängenden Weidenzweigen. Der Mond glitt bedächtig durch das Grün der Blätter, bis er plötzlich als silberner Ball hoch über ihnen stand und ein unwirkliches Licht über das friedliche Häuschen und das stille Feld warf.

Und hier, ohne daß Frau Markart fragte, fand Jo Worte.

Sie erzählte der Mutter die ganzen sorgenvollen Erlebnisse der letzten Wochen und von den glücklichen Stunden, als der Arzt die kleine Ute aus jeder Gefahr erklärte.

„Weißt du, Mutter, ich glaube, das war wirkliche Freude", sagte Jo überzeugt.

Dann berichtete Frau Markart über die Ereignisse im „tanzenden Haus" und fand an Jo eine viel teilnehmendere Zuhörerin als früher, wo sie derartiges mit dem Ausdruck „langweiliger häuslicher Tratsch" belegt hatte.

Auch von Bärbels sonderbarer Veränderung sprach sie, deren Grund ihr immer noch vollkommen unklar war.

* *
*

Herr Markart erschien unter der Tür mit Bruno und dem unvermeidlichen Augustus.

„Nun, ihr zwei Mondsüchtigen", rief er fröhlich. „Kommt, wir machen noch einen kleinen Bummel, Kinder."

In diesem Augenblick winselte Augustus leise und stürzte nach dem Gebüsch am Zaun.

„Da ist jemand", sagte Jo bestimmt.

Sie blickte scharf nach hinten.

„Ja, da steht ein Mann."

„Den will ich mir einmal besehen", sagte Herr Markart.

Doch Bruno rief beschwörend:

„Das ist nur der Ludwig, Vater! Augustus kennt ihn, darum winselt er so freudig."

„Ludwig? Wer ist Ludwig, Bruno?"

„Na, der Ludwig, der immer zur Bärbel kommt. Ein feines Haus, Vater."

„Zur Bärbel?" fragte Frau Markart entsetzt.

„Du kennst ihn ja auch, Mutter", fuhr Bruno fort und stand da wie das leibhaftige, gute Gewissen. „Er hat doch bei dir Kaffee getrunken. Und er erzählt Bärbel immer alles vom Flugplatz und was sie dort machen. Und den jungen Motorflieger Sander kennt er. Wenn der mal hinkommt, will er mich ihm vorstellen."

„So?" sagte Frau Markart erbittert. „Da steckt also Bärbel wohl auch in dem Gebüsch? Und wenn sie verschwunden war und ich sie überall vergeblich suchte, dann war sie wohl bei diesem Ludwig?"

„Ja, sie hat ihn doch immer alles fragen müssen, was ich wissen wollte. Und nichts anderes als Flieger will ich mal werden, Vater."

Frau Markart war nach dieser Enthüllung die Lust zum Bummeln vergangen.

Herr Markart aber lachte.

„Marie, du zähltest ein Jahr weniger als Bärbel, als wir heirateten. Das ist nun einmal so der Welt Lauf."

„Aber warum hat sie mir die Sache verschwiegen, während doch Bruno darum wußte?" fragte Frau Markart. „Und warum hat Bruno mir nichts gesagt?"

Aber es ergab sich, daß Bruno von der ganzen Angelegenheit eine vollständig abweichende Auffassung besaß.

Über das Verhältnis Bärbels zu Ludwig hatte er sich gar keine Gedanken gemacht. Es interessierte ihn durchaus nicht.

Was ihn dagegen so außerordentlich zu Ludwig zog, waren die Nachrichten von allem, was auf dem Platz vor sich ging, wo der Flugplatz vorbereitet wurde und wo er fast all seine freie Zeit verbrachte.

„Bloß — Vater will immer nichts davon hören, wenn ich vom Fliegen rede", sagte er bedächtig. „Und darum —"

„Siehst du, Marie", sprach am Abend Herr Markart gedankenvoll zu seiner Frau, „so kann man irren, auch wenn man das Beste beabsichtigt. Jawohl, ich habe dem Jungen öfters den Mund verboten, weil mir das ewige Gerede über Maschinen, Flieger und Flugwesen allmählich zu dick wurde. Aber

Jugend will sich aussprechen. Und sie geht dann eben dahin, wo sie angehört wird und ihre Interessen geteilt werden. So schloß der Bub sich an diesen Ludwig an. Wir dürfen ihm keinen Vorwurf machen, Marie. Der Vorwurf, der berechtigt ist, den mache ich mir selbst."

* * *

Am nächsten Morgen nahm Frau Markart die Bärbel vor.

„Wer war der Mann an dem Fliederbusch gestern abend?" fragte sie geradeheraus.

Bärbel bekam einen roten Kopf, blickte aber Frau Markart offen an.

„Das ist der Ludwig", verkündete sie ohne Umschweife. „Ich wollte es Ihnen schon lange sagen, aber wir haben immer noch nicht gewußt, ob es so mit uns zweien steht. Aber jetzt ist es eben so, indem der Ludwig und ich uns heiraten wollen. Doch ich bleibe schon noch bis zum Frühling bei Ihnen, Frau Markart", setzte sie tröstend hinzu.

Dann erfuhr Frau Markart, daß Ludwig später eine Stellung im Flugplatzbahnhof bekommen solle, das sei ihm versprochen worden.

„Und zur Hochzeit lade ich Sie alle ein", verhieß Bärbel. „Und der Augustus muß auch kommen. Der kriegt die Boaner."

Nachdem sich die Zukunft Bärbels auf solche Weise lichtvoll enthüllt hatte, herrschte bei allen Gliedern der Familie Markart Befriedigung.

Nur vor Frau Markart stieg manchmal das alte Sorgengespenst in die Höhe.

„Wer geht in die Abgelegenheit des ‚tanzenden Hauses'? Wer geht zu sechs Kindern, wenn Bärbel als junge Frau davonzieht?"

Aber Bärbel wußte Rat.

„Was das anbelangt", sagte sie, „meines Vaters Brudergeschwisterkind, die Eo, die wächst sich bis dahin ganz schön zusammen. Und arbeiten kann die für drei."

Neunzehntes Kapitel

Wenn jemand eine Reise tut . . .

Die Ferien nahten und mit ihnen das große Ereignis für Jo: ihre erstere längere Reise.

Seibolds hatten sich für die Ostsee entschieden. Ute sah noch recht blaß und schmal aus, doch sie freute sich ebenfalls, hauptsächlich weil Jo sie begleiten durfte.

Bei Markarts gab es lange, ernsthafte Beratungen mit Frau Habermann. Jos Garderobe wurde von ihr und Frau Markart einer strengen, prüfenden Durchsicht unterzogen.

Frau Markart traute ihren Ohren nicht! Sie sagte eben abschließend:

„Ja, Frau Habermann, ein neues Sommerkleid ist unbedingt nötig. Und zu dem Kostüm eine neue Bluse —" Und da unterbrach Jo sie plötzlich:

„Ich könnte mein vorjähriges Kleid doch noch ganz gut tragen, Mutter. Mußt du denn nicht

dann wieder arg sparen, wenn du mir jetzt ein neues kaufst?"

„Nun, Linde schiebt ja nach. So habe ich dann eben nichts zu kaufen", sagte Frau Markart. „Ich will nicht, daß du gar zu sehr von Ute abstichst."

Linde trug wohlgemut alle Kleider auf, die Jo zu eng und zu kurz geworden. Nie hatte sie besondere Wünsche geäußert.

Aber nun erlebte Frau Markart auch von dieser Seite eine Überraschung. Linde mischte sich ganz unerwartet in die Unterhaltung.

„Ich möchte aber auch etwas, Mutter."

„Du?"

Frau Markart schaute grenzenlos überrascht auf ihre zweitälteste Tochter.

„Ja", antwortete Linde sehr bestimmt, „ich möchte ein neues Dirndlkleid — mein altes ist schon ganz verwaschen."

„Ich meine", stellte Frau Habermann fest, „Fräulein Linde ist doch immer so bescheiden gewesen, immer trägt sie die alten Kleider von Fräulein Jo auf — da könnte schon einmal ein neues Dirndlkleid herausspringen."

Und „es sprang heraus", denn Frau Markart war derselben Ansicht.

Linde lächelte still vor sich hin, als sie sich zur großen Hauptanprobe vor dem Spiegel drehte.

Einige Tage später verkündete sie:

„Herr Nittemann kommt auf Urlaub. Frau Nittemann hat mich für den Sonntag eingeladen. Darf ich?"

* *
*

Überrascht stand Linde, als sie am Samstag aus der Schule trat, vor einem großen, stattlichen Arbeitsmann in seiner kleidsamen, braunen Uniform, der ihr strahlend die Hand entgegenstreckte.

„Fräulein Linde, fast hätte ich Sie gar nicht erkannt, so sind sie gewachsen. Meine Mutter läßt fragen, ob Sie bei uns zu Mittag essen wollen. Ich bin schon seit gestern abend da, durfte einen Tag früher fort."

So übernahm es, Linde bei den Eltern zu entschuldigen, denn am Samstag aß die ganze Familie

vereint im „tanzenden Haus" zu Mittag. Darauf hielt Herr Markart. Lieber fuhr er dann wieder in die Stadt, denn gerade an den Samstagnachmittagen hatte er die meisten Kurse und Einzelschüler.

„Aber", sagte er, „man muß auch als Familie das Gemeinsame pflegen, wo es möglich ist. Das Leben treibt die einzelnen Glieder sowieso genug auseinander."

Gar zu gern hätte er auf eine spätere Gemeinsamkeit mit seiner Tochter Jo gehofft.

Sein Unterricht wurde mehr und mehr gesucht, er hatte erst kürzlich ein geräumigeres Lokal mieten müssen, da das bisher innegehabte nicht ausreichte. Doch wenn er der größeren Anstrengung auch bisher noch gewachsen war, machte sich trotzdem manchmal eine leise Müdigkeit bemerkbar, und er gedachte voll geheimer Sorge der Zeit, in der er seinem Beruf nicht mehr mit der gewohnten Leichtigkeit nachkommen könnte und einer Hilfskraft bedürfen würde.

Jo aber würde es nicht sein, das stand fest. Nie tat sie eine diesbezügliche Äußerung, nie interessierte sie sich für seine Angelegenheiten. Aber es kam nun allmählich auch für sie die Berufsfrage heran.

Vorläufig waren alle ihre Gedanken ausgefüllt mit den Vorbereitungen zu der großen Reise. Ein hübsches Köfferchen mußte beschafft werden, Wäsche, neue Schuhe, Strümpfe und Handschuhe wurden nötig.

Doch Jo nahm diesmal nicht wie sonst alles als selbstverständlich hin. Sie lief von einem Geschäft in das andere, um die Preise zu vergleichen, sie hielt sogar Frau Markart zurück beim Einkaufen, anstatt mit immer neuen Anforderungen zu kommen, sie half Frau Habermann, als diese wieder mal ihre Stätte im Hause Markart aufgeschlagen, tüchtig beim Nähen, denn die Ferien hatten begonnen, und Jo besaß Zeit und staffierte mit Geduld die längsten Nähte, stach Knopflöcher ein und benahm sich so anstellig, daß Frau Habermann ein lautes Loblied über ihre fleißige Gehilfin anstimmte.

Herr Seibold wollte im Hinblick auf die Hitze, die für Ute noch sehr anstrengend war, nachts fahren und belegte vier Plätze im Schlafwagen.

* *
*

Endlich, endlich kam der Tag, von Jo heiß herbeigesehnt, an dem das Auto Seibolds Jo vom „tanzenden Haus" abholte.

Die Familie Markart stand vollzählig mit Bärbel und Augustus vor dem Wagen versammelt.

Jo erschien allen eigenartig fremd und erwachsen in dem neuen Reisekostüm.

Herr Markart gab dem Schofför eine seiner besten Zigarren. Dann klappte die Tür zu.

Noch ein schnelles Winken — und der Wagen sauste dahin.

Es war wirklich über alle Begriffe schön und eigenartig.

Erst das Abendbrot an den kleinen Tischen des Speisewagens, wo man während des Essens mühelos die wechselnde Gegend bewundern konnte.

Schon das erregte Jos Entzücken. Während sich aber sonst Ute ohne weiteres der Freundin unterordnete, lachte sie jetzt ein paarmal hellauf, denn alle diese Dinge waren Ute schon längst bekannt. Sie hatte mit ihren Eltern bereits die meisten Teile Deutschlands bereist und war auch schon im Ausland gewesen.

Jos Freude über die Dinge erhöhte jedoch ihre eigene Freude, und die Mädchen kamen aus dem Lachen und Schwatzen nicht heraus.

Die Eltern blickten voll Genugtuung auf ihr Kind. So heiter, fast ausgelassen, war Ute seit ihrer Krankheit noch nie gewesen. Es war sicher ein guter Gedanke, Jo einzuladen. Ute würde doppelten Nutzen haben, und Jo Markart konnte man ein paar sorglose Wochen ebenfalls gönnen.

So begann die Reise unter dem besten Stern.

Doch im Schlafwagen steigerte sich Jos Begeisterung noch erheblich.

In einem richtigen Bett zu liegen und trotzdem zu wissen, mit jeder Räderumdrehung kommst du dem Meer näher und näher — das war fast gar nicht zu glauben.

Eine Zeitlang lauschte sie dem gleichmäßigen Rollen des Zuges.

Dann schlief Jo ein — den tiefen, ruhigen Schlaf ihrer Jugend, aus den sie, wie sie dachte, nach wenigen Minuten Utes Stimme emporschreckte:

„Jo, Jo, wache auf! In einer halben Stunde müssen wir umsteigen in den Bäderzug."

„Jetzt — mitten in der Nacht?" murmelte Jo schlaftrunken.

Ute lachte belustigt auf.

„Es ist ja schon sieben Uhr! Mache dich nur fertig! Im Speisewagen wird bereits der Kaffee aufgetragen."

Jo richtete sich in die Höhe.

Das helle Tageslicht fiel herein.

Die Sonne lag breit und glänzend auf weiten Feldern mit gelbem Korn, das in ihrem Strahl golden leuchtete.

Die Mädchen zogen sich eilig an und gingen dann in den Speisewagen, wo Herr und Frau Seibold schon beim Frühstück saßen.

* *
*

Jo verlebte in dem hübschen Ostseebad mit Ute freudevolle Tage, während die Familie Markart unter der Hitze stöhnte, die sich in dem freiliegenden Häuschen besonders unangenehm bemerkbar machte. Herr Markart aber rechnete die Sommermonate zu

seinen schlimmsten, denn er hatte eine ganz Menge Sommerkurse und steckte den ganzen Tag in seinem Lehrsaal.

Abends kam er oft so abgespannt heim, daß er fast nichts essen konnte und nur danach verlangte, ein paar Stunden ruhig auf seinem Ruhebett zu verbringen, wo es am kühlsten war in der Wohnung, denn das „Herrenzimmer" lag nach Norden.

Dies und noch vieles andere hatte Frau Markart Jo in einem langen Brief geschrieben, auch daß Dieter die Ferien benützte, um schlechten Schülern Nachhilfestunden zu geben, daß die kleine Renate aus jeder ihr erreichbaren Modezeitung die Figuren säuberlich herausschnitt und mit ihnen die herrlichsten Schauspiele aufführte, und Vater schon einem kühnen Plan Ausdruck gegeben hätte, nämlich dem, für das „unbeschriebene Blatt" ein Puppentheater zu Weihnachten selbst herzustellen. Renate war nun bereits ein großes Schulmädel, und Detlev ging seit Ostern ebenfalls in die Schule von Adorf — also seien sie eigentlich schon alt genug für ein solches Unternehmen. Auch höre dann das ewige Papiergeschnitzel auf, wenn für die Puppen sozusagen eine feste Wohnung vor-

handen sei. Jetzt aber führen sie im ganzen Haus umher, und sie müsse sich ständig darüber ärgern.

Dieser mütterliche Erzählbrief hatte in Jo, die bis jetzt nicht viel an ihr Zuhause gedacht, ganz eigene Saiten erklingen lassen.

Mit einem Male stand das „tanzende Haus" vor ihrem geistigen Auge, mit all seiner Windschiefheit, seinem Blumenreichtum, mit Vater und Mutter auf der Bank unter der Weide, mit Bruno, der Augustus im Garten umherjagte, dem ernsten Dieter am Schreibtisch, Linde, der stets fröhlichen Schwester, den beiden Kleinen.

Ach ja — ach ja!

„Fehlt dir etwas?" fragte Ute besorgt. „Du bist so still!"

„Nein, gar nichts", entgegnete Jo leichthin.

Sie hätte um alles in der Welt nicht zugegeben, daß es der Brief der Mutter war, der sie so nachdenklich gemacht.

„Heute ist Strandfest", sagte Ute, „mit Feuerwerk und Beleuchtung. Vater mietet einen Kahn. Wir fahren aufs Meer hinaus und schauen uns die Sache von außen an. Freust du dich nicht, Jo?"

„Ja", antwortete Jo, „sehr."

Doch im nächsten Augenblick war die schöne Aussicht schon wieder vergessen — das schiefe Häusel hatte sich davorgeschoben.

* * *

Am Morgen des nächsten Tages erwachte Jo zeitig. Ihre Uhr stand. Sie wußte nicht, wie spät es sei, doch draußen lag die Sonne bereits auf dem menschenleeren Strand.

Jo war plötzlich hell munter. Eine heftige Sehnsucht erwachte in ihr nach einer einsamen Stunde mit sich selbst.

Sie war hier nie allein. Sie schlief sogar mit Ute zusammen. Ihr blieb kaum eine halbe Stunde zu einem kurzen Brief nach Hause.

Jo blickte zu Ute hinüber. Die lag noch im tiefsten Schlaf, die Wangen gebräunt von der kräftigen Luft und sanft gerötet.

Leise zog Jo sich an.

Auf Zehenspitzen verließ sie das Zimmer. Unten,

das wußte sie, steckte der Schlüssel innen im Schloß der Haustür.

Nichts regte sich im Haus. Es mußte noch sehr früh sein.

Jo öffnete vorsichtig die Tür und huschte leise hinaus.

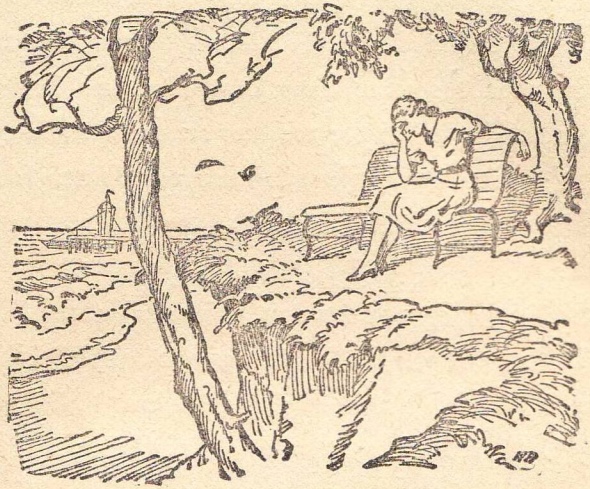
Mochte Ute sich wundern — sie konnte nicht anders. Sie mußte mit sich selbst allein sein, um zur Klarheit über etwas zu kommen, was schon länger in unbestimmten Umrissen in ihrer Seele Gestalt gewonnen hatte.

Am Waldrand oberhalb der Dünen stand eine einsame Bank.

Dahin strebte Jo.

Das Meer spielte mit kleinen, gischtgekrönten Wellen am Strand, ein paar Möwen wiegten sich im Blau des Himmels, der Wind, der fast nie ganz wegblieb, bewegte leicht die Büschel von Helmgras und Binsen.

Von der großen Landungsbrücke machte sich langsam ein graues Etwas los, das dort die Nacht über gelegen, und glitt ins Meer hinaus, ein Torpedoboot, das draußen auf hoher See manövrierte.



Jo starrte ihm nach. Und plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Heimweh, ein ganz großes, ganz starkes Heimweh war es, was ihr immer neue, heiße Tränen über die Wangen strömen ließ. Sie schluchzte laut auf, und ohne es zu wollen, formten ihre Lippen einen Laut, ihn immer wieder wiederholend:

„Mutter!"

So sehr Jo an der Famile Seibold hing — nie hatte sie ihr Zusammengehörigkeitsgefühl mit Eltern und Geschwistern so überwältigend empfunden wie

hier auf der einsamen Bank über den Dünen. Sie würde in diesem Augenblick etwas darum gegeben haben, wenn das graue Boot, das kleiner und kleiner wurde und schließlich nur noch wie ein dunkler Strich am Horizont stand, sie mitgenommen hätte, fort von dem freundlichen Ostseebad, der Heimat entgegen.

Endlich jedoch, nachdem der Tränenguß allmählich versiegt war, sagte sich Jo, daß es eine wirkliche Albernheit sei, sich jetzt womöglich selbst und schließlich auch Ute den Aufenthalt mit solch wehleidigem Gehabe zu verderben.

Nein — sie hatte Seibolds von Herzen dankbar zu sein für die schönen Sommerwochen.

Ihre Verbundenheit mit den Eltern und Geschwistern aber vermochte sie auf ganz andere Art zu beweisen als durch die dummen Tränen — jawohl, und sie würde es beweisen — sie würde den Eltern zeigen, daß sie sich auf ihre älteste Tochter ebenso gut verlassen konnten wie auf Dieter und Linde.

Energisch trocknete Jo sich die verweinten Augen. Das, was jetzt ganz klar und deutlich vor ihr stand,

hatte mit einem Male die jämmerliche Stimmung besiegt.

Ja, Jo wurde förmlich fröhlich.

Sie rannte mehr als sie ging den Weg am Strande wieder zurück.

Die Läden waren schon geöffnet. Von fern tönte ihr bereits in heiteren Weisen das Frühkonzert der Kurkapelle entgegen.

Ute hatte sich doch hoffentlich nicht um sie geängstigt?

Hastig lief sie die Treppe hinauf.

Ute saß auf ihrem Bett und zog sich gerade ihre Strümpfe an.

„Wo warst du denn, Jo?" rief sie der Freundin entgegen. „Ich bin so erschrocken gewesen, als ich dein leeres Bett sah."

„Spazieren, Ute — es ist ein herrlicher Morgen!"

Jos Stimme klang fröhlich. Doch die unbestechliche Ute blickte sie scharf an.

„Du hast aber doch geweint", stellte sie unbeirrt fest.

„Ja, Ute — denke, so dumm war ich. Ich hatte einen regelrechten Anfall von Heimweh. Doch dann

habe ich mir gesagt, wie töricht das sei — und jetzt bin ich so froh, Ute, so froh!"

„So?" sagte Ute noch halb mißtrauisch. „Nun, wenn du wirklich froh bist — nicht nur mir zuliebe —"

„Nein, wirklich — wirklich, Ute!"

„Dann soll's mir recht sein", vollendete die Kleine zufrieden. „Jetzt mache mir nur noch oben die Knöpfe zu, und dann wollen wir hinuntergehen ins Frühstückszimmer."

Zwanzigstes Kapitel

Das „tanzende Haus" schmückt sich

Ja, es hatte sich wirklich geschmückt, das windschiefe Häusel, geschmückt zur Heimkehr der ältesten Tochter.

Die Girlanden, die sich um die Haustür zogen, waren ein Werk Bärbels, die das Material aus

einem Waldgrundstück ihres Vaters „bezog", und Lindes, die die Binderei übernahm.

Das schwungvolle „Willkommen!" aber setzte Bruno stolz auf seine Rechnung.

Heimkommen — bereits von außen so liebevoll begrüßt!

Heimkommen — wo es im ganzen Hause schon bis auf die Straße nach Mutters berühmtem Streuselkuchen duftete!

Heimkommen — von den Eltern, den Geschwistern mit strahlenden Augen umringt!

Und oben in der kleinen „Jungfernkammer" ein dicker, großer Strauß, kräftig mit Spagat zusammengeschnürt, von den lieben, alten Bauernblumen, Georginen und Reseden, Löwenmäulchen und Malven — Bärbels Angebinde, und eine Menge „Überraschungen" der Geschwister, „Zeichnungen" Detleys, von Renate eine ganze Sammlung ihrer geliebten Ausschneidepuppen, von Linde ein zierlich gesticktes Einsteckttüchlein.

Sogar Frau Nittemann hatte durch sie Rosen für Jo gesandt.

Einen Augenblick durchfuhr es Jo schmerzlich —

es waren dieselben Rosen, die sie damals von Paul Forb bekommen.

Doch sie schüttelte das wehe Gefühl schnell ab. Zu schön war ja auch dieses warme, heiß erwartete, freudevolle Heimkommen!

Es gab einen großen, feierlichen Nachmittagskaffee, zu dem sich sogar der Vater freigemacht hatte.

Der Vater!

Jo, die an die gebräunten Gesichter der Ostsee gewöhnt gewesen, erschien ihre ganze Familie blaß, aber besonders erschrak sie vor dem müden Aussehen Herrn Markarts.

„Vater!" Zaghaft legte Jo ihre Hand auf seinen Arm. „Ist dir nicht gut?"

„Mir?"

Herr Markart streichelte freundlich die kleine, besorgte Hand.

„Oh, vollkommen, mein Kind. Ich bin nur ein bißchen müde. Der Sommer strengt mich immer besonders an. Im Herbst wird es schon besser."

„Ja, Vater, es wird bald besser werden", entgegnete Jo zuversichtlich.

Darauf vertiefte sich alles mit Markartscher Gründlichkeit in Kaffee und Kuchen.

Am Abend aber, als Herr Markart sich auf seinem Ruhebett ausgestreckt hatte, trat Jo plötzlich bei ihm ein.

„Ich habe dir noch etwas mitgebracht, Vater", sagte sie, und es erklang fast unterdrückter Jubel in ihrer Stimme, „nicht nur die Zigarrenspitze aus Bernstein."

„So? Na, da bin ich aber neugierig."

„Einen Entschluß."

„Und wozu hat sich denn meine Jo entschlossen?"

„Ich will Tanzlehrerin werden, Vater", sagte Jo fest, „und später — arbeiten wir zusammen."

„Jo — Mädel!"

Herr Markart sprang auf. Er lachte über das ganze Gesicht. Jo hinter sich herziehend, stürmte er ins Wohnzimmer.

„Marie — Marie! Was sagst du zu der Firma: Markart und Markart? Hier stelle ich dir meinen Geschäftsteilnehmer in spe vor: Fräulein Johanna Markart, staatlich geprüfte Tanzlehrerin — auch in spe natürlich."

Es war nur gut, daß ein einsamer Bocksbeutel Stein- und Leistenwein im Markartschen Keller lagerte, das Geschenk eines Schülers.

Herr Markart bestand unabdinglich darauf, ihn heute zu köpfen, um die zukünftige Lehrkraft des Tanzinstituts leben zu lassen.

Ein glücklicher Tag ging mit diesem frohen Abend zu Ende.

Als sich Jo in ihr schmales Kinderbett legte, seufzte sie wohlig.

„Weißt du, Linde, es hat mir ja so gut gefallen, und Seibolds sind sehr lieb mit mir gewesen — aber daheim bleibt daheim."

„Ja", sagte Linde ernsthaft, „das weiß ich schon lange."

* * *

Jos Entschluß sollte jedoch noch auf eine harte Probe gestellt werden.

Eines Morgens kündigte Herr Seibold seinen Besuch für den nächsten Sonntag an.

Und richtig — pünktlich zur festgesetzten Stunde fuhr das Auto beim „tanzenden Haus" vor.

„Ja, da wäre ich", rief er gut gelaunt. „Und, Herr Markart, ich sage es gleich im voraus: Sie dürfen von Ihrem Hausrecht Gebrauch machen und mich glatt hinauswerfen."

„Aber, Herr Seibold! Meine Frau und ich ergreifen mit Freuden die Gelegenheit, Ihnen nochmals herzlichst zu danken für die schönen Wochen, die unsre Jo Ihrer Güte verdankt."

„Heute komme ich wieder mit einem Anliegen", sprach Herr Seibold.

Sein Ton war jetzt viel ernster, und Herr Markart führte den Gast sofort in den „Spalt" und schloß die Tür.

„Bitte, Herr Seibold, sprechen Sie sich aus", sagte er herzlich. „Wenn es in unserer Macht steht, Ihnen einen Gefallen zu tun — gern."

„Ich weiß doch nicht", begann Herr Seibold zögernd. „Es fällt mir wahrhaftig schwer. Aber sehen Sie, meine Frau, die hat da — damals, als es so schlecht mit Ute stand, als ihr Leben an einem Faden hing — nun ja, wie Frauen so sind — sie

hat da bei sich eine Art Gelübde getan, wenn das Kind wieder gesund würde, ihm den Wunsch zu erfüllen, mit dem Ute ihr schon seit Jahr und Tag in den Ohren gelegen. Dieser Wunsch aber liegt in Ihrer Hand, Herr Markart."

„In der Tat?" erstaunte sich Herr Markart. Er hatte keine Ahnung, worauf Herr Seibold hinaus wollte.

„Er betrifft Jo", fuhr Herr Seibold fort. „Wir haben nun Wochen zusammen verlebt, und das Mädchen ist uns — jawohl, Herr Markart, es ist uns allen dreien ans Herz gewachsen. Wir besitzen nun leider nur das eine Kind und konnten Ute den glühenden Wunsch nach einer Schwester nicht erfüllen. Nun, es fällt mir wahrhaftig schwer — also kurz heraus: Würden Sie uns Ihre Jo anvertrauen, Herr Markart? Sie soll uns als zweites Töchterchen mit allen Rechten einer Tochter herzlich willkommen sein."

In Herrn Markarts beherrschtem Gesicht zuckte keine Muskel. Trotzdem hatte es ihm innerlich einen Riß gegeben. Daß Herr Seibold mit seiner Bitte Jo ein großes Angebot machte, daß eine glän-

zende, sorglose Zukunft vor ihr lag, war ihm ohne weiteres klar. Und doch war ihm, als würde ihm das Herz zusammengeschnürt.

„Das würde bedeuten, daß Jo ganz zu Ihnen übersiedelt, Herr Seibold?" fragte er so ruhig, wie er vermochte.

„Allerdings", bestätigte dieser. „Jo müßte dann unser Haus als ihr Heim betrachten, sie würde in allem Ute gleichgestellt, auch für ihre Zukunft würde meine Frau, die ein großes, persönliches Vermögen besitzt, sorgen."

„Es ist ein außerordentlich nobles Anerbieten", sagte Herr Markart, „und ich danke Ihnen dafür wärmstens, auch im Namen meiner Frau und Tochter. Ich glaube, daß wir als Eltern nicht das Recht haben, eine solche Aussicht etwa ohne weiteres zurückzuweisen. Aber ich meine, die Entscheidung liegt auch nicht allein bei uns, sondern in erster Linie wohl bei Jo."

„Oh, dann kann ich Ute gute Nachricht bringen", rief Herr Seibold.

„Haben Sie schon mit Jo gesprochen?" entfuhr es Herrn Markart.

„Nein, sie hat keine Ahnung. Doch ich glaube —"

Herr Markart blickte vor sich hin.

„Ich werde sie fragen", sagte er, mit seinem ehrlichen Blick Herrn Seibold offen anschauend. „Sie soll in keiner Weise von uns — nun ja, von einem gewissen elterlichen Egoismus beeinflußt werden. Das verspreche ich Ihnen, Herr Seibold."

Damit schieden die beiden Herren voneinander.

* *
*

Jo saß vollständig überrascht und sprachlos vor Verwirrung da, so daß Herr Markart deutlich sah, sie hatte wirklich keine Ahnung von Utes Wünschen gehabt.

„Ich soll ganz zu Seibolds ziehen? Nicht mehr bei euch sein? Aber das geht doch nicht", flüsterte sie endlich tonlos.

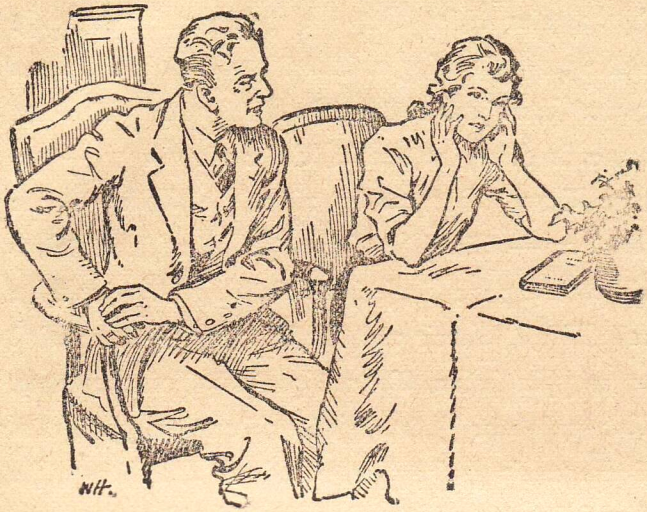
„Sage das nicht, Kind", erwiderte Herr Markart. „Jo, wir wollen die Sache einmal ganz klar und nüchtern betrachten. Ihr seid sechs Kinder und habt von uns nichts zu erwarten. Dein Entschluß in

Ehren, aber dieser Beruf wird dir auch kein leicht verdientes Geld bringen. Das ist deine Zukunft, wenn du im Elternhaus bleibst. Du blickst mich verwundert an, mein Kind, du denkst: Vater rät mir zu — gerade Vater! Das tue ich nicht, Jo. Mir — mir fällt das — alles sehr schwer, Jo, sehr schwer. Doch ich stelle nur die Tatsachen fest. Also hier ein Leben voll Mühe, Arbeit und Anstrengung — dort wirst du es schön haben, Ute völlig gleichgehalten werden. Und auch deine Zukunft soll gesichert sein. Zweifellos ein ungemein großzügiges, vornehmes Anerbieten. Du kannst stolz darauf sein, Jo. Vielleicht ist es das Richtige, es anzunehmen, was nicht so leicht einem zweiten zuteil wird. Darum bin ich auch mit Mutter übereingekommen, dich ganz allein entscheiden zu lassen. Ich habe Herrn Seibold um acht Tage Bedenkzeit gebeten."

„Nicht mehr bei euch sein — das heißt doch, euch ganz fremd sein", murmelte Jo.

„Seelisch bleiben wir trotzdem verbunden", entgegnete Herr Markart herzlich.

Dann stand er rasch auf und zog sich auf sein Zimmer zurück.



Es hatte ihn doch mehr gekostet, als er Jo ahnen lassen wollte, da unparteiisch zu sein, wo sein Herz „nein und abermals nein" rief.

Jo blickte ihrem Vater nach.

Wie müde war sein Schritt gewesen! Er ließ sie allein mit dem Ungeheuren, das so plötzlich in ihr Leben trat und es ganz umzuformen im Begriff war.

Noch vor einem Jahr hätte Jo „ja" gejauchzt. Ein Dasein in Wohlleben und Behaglichkeit, wie Ute es führte. Reisen, schöne Kleider . . . Und später?

Frau Seibold wollte „ihre Zukunft sicherstellen". Das hieß, daß sie, Jo Markart, die Tochter des armen Tanzlehrers, vielleicht sogar der Tochter der großen Drogerie ein wenig das Wasser reichen könnte!

Heimliches Leuchten glomm bei dieser Folgerung in Jos Augen auf, erlosch aber fast im gleichen Augenblick wieder.

Wie kam es nur, daß sie sich nicht mehr freuen konnte?

Wer sollte ihr raten in dieser schwersten Krisis, die sie je durchgemacht?

Die Mutter?

Aber Frau Markart sah ganz ernst und verschlossen aus.

„Du mußt dich nach dem Willen des Vaters selbst entscheiden, mein Kind", sagte sie. „Er meint, daß wir in keiner Weise berechtigt sind, hier in dein Leben einzugreifen. Du bist alt genug, Jo, um das Richtige zu finden."

* * *

Die Sache erregte ungeheure Aufregung im Geschwisterkreis.

Jo fragte Linde.

Linde blickte sie nur erstaunt an.

„Aber da gibt es doch nichts zu bedenken", warf sie leicht hin.

Dieter lächelte mitleidig.

„Ja, ja, kleine Jo", sprach er ein wenig von oben herab. „Auto, Villa, Reisen — das ist schon etwas, das ist sogar sehr viel, das ist eine Sache für dich! Mich aber darfst du nicht fragen."

Sehr kurz faßte sich Bruno.

Mit dem Wort „Stuß!" war für ihn die Angelegenheit erledigt.

Nur bei Bärbel fand Jo ungeteilte Zustimmung.

„Einmal täten Sie ja doch fortgehen", stellte sie nüchtern fest, „wenn Sie heiraten. Meiner Mutter paßt's auch nicht mit dem Ludwig. Sie meint, es hätte noch Zeit. Aber einmal käme es doch, Fräulein Jo. Was tut's, wenn es ein paar Jahre früher oder später ist? Und Sie können dort eine viel bessere Partie machen. Da freuen sich Ihre Eltern dann sicherlich auch."

So war das aufregende Ereignis von allen Seiten beleuchtet und Jo sich wieder selbst überlassen in ihrer Unschlüssigkeit und Qual.

* *
*

Ute kam.

Mit Bitten und Tränen bestürmte sie Jo, das Angebot ihres Vaters anzunehmen.

„Wärst du mir sehr böse, Ute, wenn ich nein sagen würde?" fragte Jo leise.

„Niemals!" rief Ute. „Niemals könnte ich dir deswegen böse sein, ich würde auch nicht von meinen Eltern fort wollen. Aber du wirst ‚ja' sagen, Jo, du sollst es ja so schön haben! Wir wollen wie Schwestern sein, und nächstes Jahr gehen wir nach Italien."

„Ich habe Vater meine Zusage gegeben, Tanzlehrerin zu werden und später das Institut mit ihm zusammen zu führen."

„Ach, Jo, wenn er in keiner Weise mehr für dich zu sorgen hat, kann er doch leicht eine Hilfskraft einstellen. Nein, nein, du mußt zu uns kommen! Es wird

so schön sein! Dann bin ich nicht mehr so allein. Liebste, beste Jo, sage ja — sage ja!"

Aber Jo sagte nicht ja. Sie berief sich auf die durch Herrn Seibold festgesetzte Bedenkzeit, und Ute schied mit Tränen von ihr. Das verwöhnte Mädchen konnte nicht begreifen, daß ihm ein Wunsch versagt werden solle.

Und Jo kämpfte die acht Tage einen schweren Kampf. Sie fragte nicht mehr. Sie redete kein Wort mehr von der Sache. Niemand in der Familie erwähnte etwas davon. Jo ging still und blaß umher, und den Eltern tat ihr ringendes Kind leid.

„Sie muß sich aber aus eigenem Entschluß durchbeißen", sagte Herr Markart. „Entschließt sie sich für Seibolds — gut, Marie, wir müssen es hinnehmen, sie bleibt deshalb auch in den anderen Verhältnissen unser Kind."

Frau Markart weinte.

„Das glaube ich nicht. Jo wird uns nach und nach ganz fremd werden. Ich habe ein Kind verloren — denn du wirst sehen, sie nimmt an."

Ein eigentümliches Lächeln spielte um den Mund Herrn Markarts.

„Nehmen wir an, sie kehrt zu uns zurück, dann ist sie mit viel festeren Banden an uns geknüpft als bisher, und wir brauchen uns nicht den Vorwurf zu machen, uns vor eine Chance gestellt zu haben, die das Leben ihr geboten hätte."

„Du magst ja recht haben", schluchzte Frau Markart. „Doch ich mache mir bei Jo gar keine Hoffnungen. Ja, wenn es Linde wäre — aber Jo! Sie geht, Heinz, du wirst sehen, sie geht!"

* * *

Am letzten Abend vor Ablauf des Termins trat Jo bei ihrem Vater ein.

„Ich bin entschlossen", sagte sie mit fester Stimme. „Ich bleibe bei euch, Vater."

Herr Markart ging auf Jo zu und nahm das Mädchen in den Arm. Nie hatte Jo seine Augen so leuchten sehen wie in diesem Augenblick.

„Ich wußte es, Jo, ich wußte es, daß du uns nicht verlassen würdest", sagte er, und seine Stimme war nicht so fest wie sonst.

„Schreibe Herrn Seibold, bitte, tue es, Vater! Mir ist es so leid um Ute — aber ich kann nicht."

„Jo, goldene Stäbe sind nicht immer das wahre Glück. Das liegt in der Freiheit, die das Bewußtsein uns gibt, recht gehandelt zu haben. Ich glaubte an meine Tochter, und mein Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Und nun komm' zur Mutter, Jo, sie hat sich schon sehr gegrämt."

Ute war sehr betrübt, aber ehrlich genug, Jo zu erzählen, Herr Seibold habe sich über ihren Entschluß gefreut.

„Auch Herr Forb meinte, es sei anständig von dir", sagte sie.

„Herr Forb?" rief Jo in jähem Erschrecken. Glühende Röte überzog ihr Gesicht.

„Wegen der Sache damals hat Vater es ihm erzählt", berichtete Ute. „Er ist doch sein Freund. Und Herr Forb fand es sehr anerkennenswert, daß du lieber bei deinen Eltern bleiben willst."

Jo entgegnete nichts.

Endlich sagte sie leise:

„Du weißt nicht, wie mich das quält, daß Paul Forb noch so schlecht von mir denkt."

„Weißt du denn, daß er es tut?“ fragte Ute.

„Wie sollte es anders sein?“ entgegnete Jo. „Ich habe ihn einmal getroffen, bald danach — er hat nur sehr förmlich gegrüßt.“

„Nun“, tröstete Ute, „laß mich den nur mal sehen, dem werde ich was erzählen!“

„Nein, Ute, nein!“ flehte Jo. „Bitte, rede nicht zu Paul Forb von mir. Bitte, Ute, versprich mir das!“

„Wenn du nicht willst — dann nicht“, erwiderte Ute erstaunt.

Einundzwanzigstes Kapitel

Veränderungen

Der Herbst nahte heran, und mit ihm kam Bärbels Hochzeit.

Schon war die „Ey“ angelangt, das „Vatersbrudersgeschwisterkind“, von welch verwandtschaftlichem

Verhältnis sich Frau Markart keinen rechten Begriff zu machen vermochte.

Die Ev schaffte wirklich für drei. Bärbel spielte ihr gegenüber die überlegene Lehrmeisterin.

Lange hatte sich die Famile beraten, was man der treuen Gehilfin als Hochzeitsgeschenk geben könne. Endlich, als jedes Glied mit einem anderen Vorschlag herausrückte, einigte man sich, daß Bruno sie fragen sollte, der ja in erhöhtem Maße ihr Vertrauen besaß.

Und siehe da — Bärbel hegte einen Wunsch, der die ganze Famile Markart in sprachloses Staunen versetzte.

In Herrn Markarts Zimmer hing ein alter Stich, den ihm einmal ein Schüler, der knapp bei Kasse war, statt des Honorars gebracht: Hektors Abschied von Andromache. Die schöne Frau reichte dem Helden voll edler Anmut die Hand, während sich ihr Söhnchen, der kleine Astyanax, in den Falten ihres wallenden Gewandes barg.

Solch ein Bild wollte Bärbel haben.

Frau Markart fragte, was ihr denn an dieser griechischen Darstellung so gut gefiele.

Bärbel entgegnete, das wisse sie eigentlich auch nicht. Aber es sei „so sinnig, völlig zum Weinen"

Endlich ließ sie sich aber doch überzeugen, daß in ihre Häuslichkeit dieser alte Stich durchaus nicht passe, und Herr Markart besorgte in einer Kunsthandlung ein anderes schönes Bild, das Bärbels Wohnung sicher zum Schmuck gereichte.

Als die Ernte eingebracht war, nahte der große Tag, Bärbels Ehrentag.

Sie hatte darauf bestanden, sämtliche Markartschen Kinder einzuladen. Frau Markart hatte versprochen, zum Kaffee ein halbes Stündchen hinüberzukommen.

Nach der Trauung in der Adorfer Kirche begann ein Festmahl, das sämtlichen Markartschen Kindern lebenslang in Erinnerung blieb.

Ein fettes Schwein hatte das freudige Ereignis der Hochzeit mit seinem Leben bezahlen müssen und erschien nun in verschiedener Gestalt, nachdem vorher zum Ochsenfleisch Meerrettich aufmarschiert war, als Folge einer Suppe mit Markklößchen, auf der die Fettaugen nur so schwammen.

Aber auch der Hühnerhof mußte herhalten. Es gab Gänse- und Entenbraten und „Göckerla", und die Braut drängte Frau Markart in stolzem Eifer so eine Masse „Mitbringats" auf, daß die Familie zwei Tage davon zu leben hatte.

Zum Kaffee erschienen Berge von „Küchla", in reinem Butterschmalz gebacken, und allerlei Hefekuchen — nein, es war gar nicht zu bezwingen.

Bruno allein hielt tapfer mit den Bauern Schritt im Essen, dafür lehnte er am nächsten Tage entschieden jede Speise ab und zog sich öfters an jenen Ort zurück, der zu den bescheidensten im „tanzenden Haus" gehörte.

* * *

Es arbeitete sich gut ein, und das Leben ging äußerlich im alten Stil weiter.

Bei einem der Bewohner des „tanzenden Hauses" aber vollzog sich, von allen, sogar der Mutter, unbemerkt, eine Veränderung: Linde streifte die Kinderschuhe vollends ab.

Nach wie vor ging sie zu Frau Nittemann und half ihr. Aber niemand, auch diese nicht, wußte um etwas, was sich zwischen dem jungen Nittemann und seiner früheren Lehrmeisterin zugetragen hatte, als der junge Mann vor der Abreise stand, um in das Heer einzutreten — der Arbeitsdienst lag bereits hinter ihm.

Frau Nittemann wirtschaftete draußen in der Küche, und Linde deckte den Tisch zum Abendessen, als Herr Nittemann tiefsinnig sagte:

„Ich gehe also nun fort, Fräulein Linde."

Ja, dem sei so, bestätigte das Mädchen.

„Zwei Jahre sind eine lange Zeit", fuhr der junge Nittemann fort.

„Es vergeht alles", tröstete Linde.

„Ja, aber — es kann auch — allerlei in dieser Zeit geschehen."

„Bis Sie wiederkommen, habe ich die Schule hinter mir", sagte Linde.

„Und dann?" fragte Herr Nittemann eindringlich. „Und dann, Fräulein Linde?"

„Dann muß ich einen Beruf ergreifen", antwortete sie ganz ruhig.

„Fräulein Linde", sagte Herr Nittemann mit verzweifeltem Entschluß, „wie wäre es, wenn Sie ganz zu uns — ich meine, zu meiner Mutter — kommen würden? Sie haben so viel Sinn und Verständnis für das Geschäft — ja, wenn ich darüber nachdenke, Sie dürfen einfach nicht fort. Es wäre unverantwortlich, solch eine Hilfskraft zu verlieren. Mutter — Mutter meint das auch — und ich, Fräulein Linde, ich meine —"

Hilflos blickte er sie mit seinen hübschen, grundehrlichen Augen an.

„Ich kenne nur Sie, Fräulein Linde", schloß er dann in einem Ton, als wolle er bezeugen: damit ist alles gesagt, ich bin am Ende.

Linde blickte auf.

Einen Augenblick lang starrten die beiden jungen Menschen einander wortlos an. Dann sprach das Mädchen einfach:

„Ich komme sehr gern zu Ihnen, Herr Nittemann."

„Linde!"

„Ja, sehr gern, zu Ihrer Mutter, und — zu Ihnen."

„Und bleiben bei uns?“ fragte Herr Nittemann.

„Ja.“

Mit diesem kleinen Wort nahm die junge Linde ihr Schicksal in die eigenen Hände und steuerte es sicher und unbeirrt in den bergenden Hafen.

* *
*

Linde glaubte ihr Geheimnis wohlverwahrt in der eigenen Brust zu haben, denn nun es zu offenbaren, war nach ihrem Dafürhalten viel zu früh.

Aber tiefer, als jeder denkt, sieht das Auge der Mutter.

Frau Markart beobachtete an ihrer zweitältesten Tochter eine fast überlegene Ruhe und Sicherheit. Als einmal die Rede auf die Berufswahl kam, lehnte sie sanft, aber sehr bestimmt alle Auseinandersetzungen ab.

Endlich sagte sie kurz.

„Ich möchte am liebsten in das Geschäft Frau Nittemanns eintreten. Sie hat es mir angeboten.“

„Wir wollen sehen, Linde, was sich machen läßt“,

entgegnete Frau Markart ruhig. „Es ist ja jetzt wirklich noch etwas verfrüht, darüber zu reden."

„Ja, das denke ich auch", erwiderte Linde, und mit einem spitzbübischen Lächeln blickte sie der Mutter offen ins Gesicht.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Überraschungen

Und wieder legte sich ein weißes Tuch von leise flockendem Schnee über die Felder rings um das „tanzende Haus" und scheuchte alles Leben in die festen vier Mauern zurück.

Aber da gab es auch Leben genug.

Das große Werk, von dem Frau Markart an Jo geschrieben, war in Angriff genommen worden: das Kasperletheater für Renate und Detlev beschäftigte alle Teile der Familie in ihrer freien Zeit. Es waren strenge Richtlinien dafür aufgestellt. Erstens:

es mußte künstlerisch in seiner Ausführung werden. Zweitens: es mußte dem Verständnis des „unbeschriebenen Blattes" angemessen sein. Drittens: es durfte nicht viel kosten.

Letzteres bildete stets den wunden Punkt bei den Unternehmungen der Familie Markart.

„Doch trotzdem etwas Schönes herzustellen — das ist die Kunst", sagte Herr Markart. „Aus dem Vollen wirtschaften kann jeder."

Zuerst kam die Einteilung der Arbeit.

Herr Markart wollte für das Material des Theaters sorgen. Zum Zusammenstellen hatte sich ihm Bruno voll Begeisterung angeboten. Auch als Kulissenmaler brachte er sich in empfehlende Erinnerung. Die Puppen anzuziehen, übernahmen Jo und Linde. Dieter aber wurde zum Hofdichter ernannt. Er sollte die Stücke schreiben, die man mit vereinten Kräften auf dem Theater aufführen wollte.

Und so konnte man Abend für Abend die ganze Familie eifrig um die Lampe versammelt sehen zu gemeinsamem Tun.

Dieter las dann einem kritischen Publikum vor, was er sich an neuen aufregenden Ereignissen ausge-

dacht. Jo und Linde hatten den Flickensack der Mutter geholt, der die ganze Kostümierung für Ritter, Prinzessinnen, den Teufel und den Kaspar selber hergeben mußte.

Herr Markart und Bruno paßten geschnittene Bretter im Schweiße ihres Angesichts aneinander, sägten, nagelten, strichen an und pappten zusammen, daß es nur so eine Art hatte.

* * *

Und darüber wurde es endlich Weihnachten, schöne, frohe, mit Geheimnissen durchwobene Weihnacht, die Linde ganz im Verborgenen einen kleinen, goldenen Ring mit einem Smaragd und vier Brillanten brachte, den sie in einer stillen Stunde Frau Markart mit heißem Erröten zeigte und dann wieder tief unter ihrer Wäsche verbarg; denn es war ja noch zu früh, viel zu früh!

Am Weihnachtsabend aber gab es diesmal einen unerwarteten Abschluß.

Das Kasperletheater hatte bei Detlev und be-

sonders bei Renate ungeheure Begeisterung ausgelöst, ja Renate hatte überhaupt für nichts anderes mehr Augen als für die Puppen und die wunderschön geratene Bühne.

Herr Markart und Bruno hatten ein Meisterwerk geschaffen.

Die Puppen aber waren so reizend gekleidet, als wären sie für teures Geld im besten Spielwarenladen der Stadt gekauft worden.

Still saß Renate auf dem Fußboden, hatte sämtliche Puppen im Schoß und schüttelte nur ungeduldig den Kopf, wenn eines der Geschwister sie aus ihrer Versunkenheit reißen wollte.

Als aber dann der Augenblick kam, in dem Frau Markart energisch ans Zubettgehen erinnerte, ereignete sich etwas vollständig Überraschendes. Renate klammerte sich mit aller Macht an den Kasten des Theaters.

Renate, die kleine, sonst so stille und folgsame Renate, weinte nicht — nein, sie schrie, sie brüllte — sie brüllte zeter und mordio.

Und weiß Gott, so leid es Herrn Markart tat, es ging nicht ab, ohne daß es ein paar Klapse von der

väterlichen Hand gab auf jenen Teil, den Bruno den „verlängerten Rücken" nannte.

Noch im Bett schluchzte die Kleine erbärmlich, bis ihr Linde heimlich die schöne Prinzessin brachte.

Das heiße, vom Weinen gerötete Gesichtchen eng an das blauseidene Kleid der Puppenprinzessin gedrückt, schlief Renate endlich ein, mit beiden Händen die Puppe festhaltend.

Betreten von diesem unerwarteten Schmerzausbruch, war die Familie zurückgeblieben.

Herr Markart schritt nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Kinder geben einem doch oft Rätsel auf, deren Lösung einem recht zu schaffen macht. Was war das plötzlich mit unserem fügsamen, kleinen Mädel? Ich glaube, Marie, ich glaube, unser ‚unbeschriebenes Blatt' fängt an Buchstaben aufzuzeigen, wenigstens was Renate anbelangt. Aber daß sie mit solch starker Tinte gemacht wurden — nun, das hätte ich nicht erwartet."

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Brunos großes Erlebnis

Der Frühling zog in das Land, mit Schneeschmelze und unzähligen Regenfällen, die den sonst harmlosen Fluß in einen wilden Strom verwandelten.

Das waren Tage der höchsten Lust für Bruno. Alle seine freie Zeit verbrachte er am Wasser bei seinen Freunden, den beiden Fischerbuben Klaus und Heiner.

Das Wasser überflutete die Ufer. Man konnte auf dem, was sonst Strand war, Kahn fahren, man konnte herrliche Raubzüge unternehmen, denn was kam auf den wühlenden Fluten nicht alles herabgeschwommen!

Zaunlatten, Holzstücke, leere Büchsen und Flaschen, eine Fischarche, ein Bootsruder — das tanzte in wildem Strudel vorbei, wert, Jagd darauf zu machen und es als herrenloses Strandgut zu beschlagnahmen.

Es war ein wundervolles Vergnügen!

Auch Augustus gelangte zu seinem Recht, der seinen Herrn natürlich treulich begleitete. Er beteiligte sich eifrig an dem Jagdsport und stürzte sich mit begeistertem Bellen auf jedes Holzstück, das herabtrieb. Die schon frühlingsmäßig warme Sonne trocknete seinen Pelz sofort wieder.

Die Kähne loszumachen, die hoch ans Ufer hinaufgezogen worden waren, hatte der Fischer Marks streng verboten, denn wenn auch die beiden Buben mit dem Stakbaum genau so gewandt umzugehen verstanden wie er selbst — dem reißenden Wasser wollte er sie nicht anvertrauen.

Die „Boote", die von den drei Jungen benutzt wurden, waren zwei alte Waschfässer, in denen sie auf der überschwemmten Uferfläche lustig umherfuhren. Auf nasse Füße kam es dabei nicht an. Die Sache mußte ausgenützt werden, denn leider dauerten Überschwemmungen ja nur ein paar Tage, und dann war der Riesenspaß für das ganze Jahr wieder einmal vorbei.

Auch heute trieben sich die Buben in ihren Fahrzeugen auf dem lehmgelben Wasser umher. Klaus und Heiner bemannten das eine Waschfaß, das andere steuerte Bruno und hatte als Bootsmann den kleinen Hansl, den Jüngsten der Familie Marks, in seinem Behälter.

Eben war ein Wettfahren unter erheblichem Geschrei vor sich gegangen, als Klaus rief:

„Was kommt denn da?"

Ein dunkles, großes Etwas trudelte langsam auf den sich widerwillig wälzenden Wellen näher.

„Eine Bank", mutmaßte Heiner.

„Ein Tisch", stellte Klaus fest, „aus der Gartenwirtschaft am oberen Wehr."

„Könnten wir gerade in unserem Wigwam gebrauchen", schrie Bruno entzückt. „Strandgut ist frei — ahoi, drauf, meine braven Rothäute!"

In wilder Hast fuhren sie, mit langen Stangen bewaffnet, der Stelle zu, wo die Überschwemmung des Ufers aufhörte und der Fluß begann.

Das Ding kam langsam näher. Es war auf jeden Fall etwas sehr Begehrenswertes und reizte die Abenteuerlust der Buben aufs höchste.

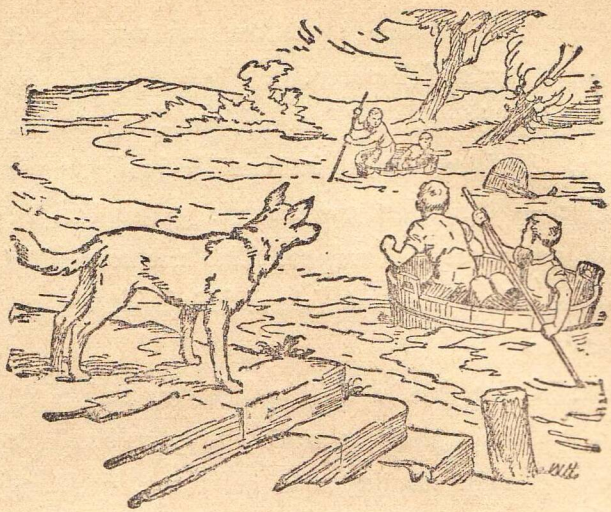
„Man müßte hinein", überlegte Bruno, „nur ein ganz kleines Stück — dann könnte man es erlangen."

Da fiel ihm Hansl ein, der mit der gleichen leidenschaftlichen Anteilnahme wie die Brüder das aufregende Ereignis miterlebte und mit seinem schrillen Stimmchen sein Kriegsgeschrei: „Tisch! Tisch!" über das Wasser gellen ließ.

„Ich fahr' dich dort an die Steintreppe", sagte Bruno hastig. „Und wenn ich's hab', hole ich dich wieder ab."

Aber Hansl heulte erbost auf. Das fehlte noch! Jetzt, wo es spannend wurde, sollte er ausgeschlossen werden. Er kreischte, als wenn er am Spieße stäke, und hielt sich rechts und links am Rand der Waschbutte fest.

„So laß' ihn doch drin", brüllte Klaus, der mit der von ihm gesteuerten Jacht das Abenteuer nicht bestehen konnte, denn sie leckte und war nur noch für „kleinere Unternehmungen" zu gebrauchen. „Es schwimmt ja sonst vorbei. So fahr' doch drauf zu! Potz Diwel und Dawel — so fahr' doch schon, Bruno!"



Hansl jauchzte vor Freude, als die Jolle jetzt in die „offene See" hinausschoß und sich zuerst einmal um sich selbst drehte.

Bruno aber hatte sie gleich wieder in der Gewalt. Er steuerte vorsichtig auf den heranschwimmenden Gegenstand zu.

Mit der Stange schlug er aufs Wasser, um den Kurs des Gegenstandes zu ändern.

Doch im gleichen Augenblick erscholl ein dreistimmiger Schrei.

Hansl hatte sich im Eifer der Jagdfreude aufge-

richtet, das Gleichgewicht verloren und war in den gelben Fluten verschwunden.

Schneller jedoch, als Bruno seinen Trog wenden konnte, klatschte etwas in das hochaufspritzende Wasser — Augustus schwamm in großen Stößen heran, packte das auftauchende Kind und war schon am Ufer, als Bruno mit seinem Waschfaß nachgehastet kam.

Der Kleine spuckte kräftig Wasser, doch sonst schien ihm nichts geschehen zu sein. Er nahm das kalte Bad auch nicht tragisch, aber nachdem ihm Klaus und Heiner ihren Standpunkt betreffs seines unerlaubten Aufstehens mit derben Worten klargemacht hatten, brüllte er los und ließ sich nur widerwillig von Bruno nach dem Fischerhaus ziehen.

Bruno sah leichenblaß aus. Seine Augen waren noch weit und groß vor Schreck, als er dem Kind zuflüsterte:

„Sei still, du bekommst gar nichts. Ich werde es schon deiner Mutter sagen."

Mit hängenden Ohren trotteten Heiner und Klaus hinterher.

Eine dunkle Ahnung lebte in ihnen, daß die Sache

nicht ganz ohne das Tauende ablaufen würde, das Vater Marks für gegebene Gelegenheiten auf dem Schrank liegen hatte.

Frau Marks machte kein großes Trara.

Bruno hatte sofort die ganze Schuld auf sich genommen.

„Das hab' ich schon öfters erlebt", sagte sie, „bei den beiden dort auch, daß einer hineingefallen ist. Aber wartet nur!"

Sie machte eine nicht mißzuverstehende Gebärde nach ihren beiden Sprößlingen.

„Freut euch nur, bis der Vater kommt. Euch habe ich den Hansl aufgepackt, nicht dem Bruno."

Dabei hatte sie Hansl energisch die nassen Kleidungsstücke heruntergerissen, den Buben frottiert, ein warmes Hemd übergezogen und ihn sofort ins Bett gesteckt.

Dann nahm sie aus dem Schrank eine Büchse heraus.

„Halb Flieder, halb Lindenblüten, das treibt", erläuterte sie für Bruno das Gebräu, das bald auf der Flamme brodelte. „Das ist das Beste."

Frau Marks war, wie es schien, für derartige Ereignisse bereits sehr gut eingerichtet.

Hansl, dem die Angelegenheit mit Zucker höchst angenehm gemacht worden war, dampfte bald wie ein Pferd in der Winterkälte.

Plötzlich erschien Vater Marks.

Der wohlbekannte Duft von Frau Marks' bewährtem Mittel, der Kleine unter den Federbetten, die betretenen Gesichter der drei anderen Buben verkündeten ihm sofort den ganzen Sachverhalt.

„Wer?" fragte er unheilverkündend und machte eine verdächtige Bewegung nach dem Schrank, von dem das Ende des Schifftaus herunterschaute.

Bruno aber stellte sich vor seine Freunde.

„Wenn Sie hauen wollen, Herr Marks, dann hauen Sie mich", sagte er. „Hansl ist ins Wasser gefallen, weil ich nicht aufgepaßt habe."

„So?" entgegnete Herr Marks durchaus nicht überzeugt. „Was du nicht alles erzählst! Seit wann bist denn du dazu bestellt, auf den Hansl aufzupassen? Hinaus!" schrie er die Buben an. „Da stimmt etwas nicht. Aber meinetwegen — ich will nichts wissen. Macht, daß ihr hinauskommt."

Das ließen sich die drei Jungen nicht zweimal sagen.

Draußen trabten sie kleinlaut dem Wasser zu.

„Ja, du", begann Klaus endlich, „dir tut er nichts. Aber mir — au weih, das Tau zieht!"

„Und der Tisch ist jetzt auch hin", vollendete Heiner trübselig. „Doch so ist es immer — immer sollen wir den Hansl mitnehmen, und wenn der dann was macht, dann kriegen wir die Wichse."

„Aber der Tisch ist da!" schrie Bruno. „Augustus hat ihn geholt!"

Ja, so war es. Stolz saß Augustus bei dem von ihm eroberten Strandgut.

Es war ein alter, leichter, kleiner Wirtschaftstisch, aber für den Wigwam nicht zu unterschätzen. Während Klaus und Heiner freudig mit ihm abzogen, ging Bruno, von Augustus begleitet, recht nachdenklich nach Hause.

Das Erlebnis hatte ihn doch mehr erschüttert, als er es sich merken lassen wollte.

Wenn Hansl nun ertrunken wäre durch seinen Leichtsinn?

Anzunehmen war es ja wohl nicht, denn die Stelle

war noch seicht und alle drei Buben geübte Schwimmer und Taucher.

Aber das kalte Bad konnte ihm auch schlecht bekommen, er konnte krank werden, schwerkrank!

* *
*

Still und in sich gekehrt saß er beim Abendessen. Als sich die Familie erhob, sprach Herr Markart bestimmt, aber ganz freundlich:

„Komm', Bruno!"

Bruno folgte dem Vater in sein Zimmer.

„Du hast mir etwas zu sagen, Bruno?"

„Ja, Vater", entgegnete Bruno.

Dann erzählte er ihm alles wahrheitsgetreu. Herr Markart hörte ruhig zu, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen.

„Danke Gott, daß die Sache so gut ablief", sagte er dann. „Und, Bruno, lasse es dir eine Lehre sein für dein ganzes Leben. So kann sie dir noch zum Segen werden. Es war ein großer Leichtsinn und ein unverdient guter Ausgang durch den wackeren Hund.

Und wir wollen hoffen, daß es dem Kleinen nicht noch nachträglich schadet. Aber bedenke, daß eine einzige, leichtsinnige Handlung schon oft nicht nur eines, sondern sogar mehrerer Menschen Leben zerstört hat."

* *
*

Bruno hatte bis jetzt noch nicht gewußt, was eine schlaflose Nacht ist.

Nun lernte er es kennen. Unruhig warf er sich hin und her, erlebte in Gedanken noch viele Male den Schrecken, als er Hansl in den häßlichen, gelben Wellen verschwinden sah, hörte sein mörderisches Gebrüll und fuhr immer wieder auf, wenn er ein bißchen eingedusselt gewesen, in der Vorstellung, daß Hansl jetzt vielleicht todkrank im Fischerhäuschen läge — durch seine Schuld, durch seinen Leichtsinn.

In aller Frühe, als der Tag graute, erhob sich der Junge, zog sich leise an, raffte von seinen Spielsachen zusammen, was ihm für Hansl geeignet erschien, und rannte mit Augustus in wilden Sprüngen dem Wasser zu.

Frau Marks öffnete gerade die Läden, als sie die beiden herantoben sah.

„Wie geht es Hansl?" brüllte Bruno schon von weitem.

Die Frau lachte.

„Der ist quietschvergnügt. Du hast dich wohl um ihn geängstigt, Bruno?"

„Und wie!" bekannte Bruno. „Hier, das wollte ich ihm bringen. Heute nachmittag schaue ich mich wieder um. Jetzt muß ich aber schnell heim und zur Schule."

Die Familie Markart saß noch am Frühstückstisch.

„Hansl ist ganz wohl und gesund!" rief Bruno strahlend.

Dann trank er schnell seinen Kaffee, nahm sein Butterbrot und verschwand im Vorplatz.

„Das bekommst du, Augustus", sagte er zu dem Hund, der sich schweifwedelnd an ihn drängte. „Du weißt schon, warum."

Und einen tollen Marsch pfeifend, machte er sich auf den Schulweg.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Es kommt anders, als man denkt

Dem kleinen Hansl hatte sein kaltes Bad wirklich nicht das mindeste geschadet.

Fischer Marks und seine Frau trugen Bruno die Sache auch nicht weiter nach. Es wurde nicht mehr davon gesprochen, und alles schien in Vergessenheit geraten zu sein.

Und doch wirkte das Erlebnis in dem Jungen nach und zeitigte seine Früchte nach einer ganz kurzen Frist.

Auf dem Schulweg Brunos stand ein Brunnen mit der Aphrodite, die unentwegt mit süßem Lächeln ein großes Wasserfüllhorn in das runde Steinbecken entleerte.

So stand sie seit vielen Jahren, die Menschen gingen daran vorüber, es schaute kaum noch jemand nach der Wasserjungfrau. Anders der „Floh", so genannt in der Klasse, weil ihn beim Springen keiner erreichte.

„Das damische Weibsbild wird mir eh zu fad zum Ansehen", stellte er eines Tages fest, als er mit Bruno und der „Birne", einem Jungen, der diesen Namen seiner eigenartigen Kopfform verdankte, an dem Brunnen vorüberschlenderte.

„Ich weiß was", verkündete die „Birne" plötzlich. „Man müßte ihr einen Schabernack antun."

„Ja, aber welchen?" interessierte sich Bruno sofort. „Welchen?"

Gedankenvolles Schweigen legte sich über die Buben.

„Ich hab's!" rief der „Floh" temperamentvoll. „Die soll sich grün und blau ärgern. Wie wär's, wenn wir ihr ein buntes Halstuch umbänden?"

„Zeriol!" quittierte Bruno den Vorschlag. „Aber es müßte Nacht sein, dann geht in dem Winkel kein Mensch vorüber. Am Mittwochabend sind wir doch alle beim Jungvolk — da paßt es."

Seine Augen blitzten vor Vergnügen.

Klar, es war eine höchst beachtenswerte Sache, ein erstrebenswertes Unternehmen. Und daß ihm, dem besten Kletterer der Klasse der Löwenanteil zufallen würde, schien ihm gar nicht zweifelhaft.

„Wie willst du denn aber da hinaufkommen?“ fragte der „Floh“ bedenklich. „Die sitzt auf dem hohen Postament, und der Stein ist glatt.“

„Oh, was das anbelangt . . .“

Sachverständig umschritt Bruno die ahnungslose, süß herablächelnde Figur.

„Da wäre schon eine Handhabe, und dort könnte man den Fuß einsetzen. Es geht, es geht!“ schrie er in heller Begeisterung. „Aber wir müßten ein grellbuntes Taschentuch haben, das weit leuchtet.“

Diese Trophäe erbot sich die „Birne“ zu beschaffen.

Plötzlich aber wurde Bruno blaß. Ein unsicherer Ausdruck erschien auf seinem Gesicht.

„Ich — ich weiß doch nicht — ich glaube, ich mache es doch lieber nicht“, sprach er dann leise.

„Was? Du willst krebsen?“ rief der „Floh“, aufs äußerste überrascht. „Erst sagt er, es geht, und dann krebst er.“

„Ja, es geht auch. Aber ich mache es doch nicht. Nein“, schloß er energisch, „ich mache es nicht.“

„Na, denn nicht“, entgegnete der „Floh“ phlegmatisch.

„Da kommt mein Wagen", rief Bruno, nickte flüchtig zurück und lief auf das gelbe Ungetüm zu, das bei Regen die Markartschen Kinder bis in die Nähe des „tanzenden Hauses" brachte. Bei gutem Wetter fuhren sie mit dem Rad.

Lange noch standen der „Floh" und die „Birne" und besprachen die unerwartete Wendung. Daß Bruno sich nicht durch Feigheit von dem Unternehmen abhalten ließ, war ihnen klar, da er als der Waghalsigste der Klasse galt.

„Er wird schon seinen Grund haben", stellte die „Birne" fest. „Und wenn der Bruno einmal nicht will, dann will er nicht, und damit basta! Da kann man halt nichts machen."

In sich gekehrt, saß Bruno in seiner Ecke. Die Aufgabe der tollkühnen Kletterei kostete ihm doch mehr, als er zuerst angenommen. Solch eine herrliche Kletterei gab es so leicht nicht wieder.

Doch es mußte sein. Er hatte dem Vater sein Wort gegeben, nicht durch unnütze, leichtsinnige Handlungen sein und anderer Menschen Leben aufs Spiel zu setzen.

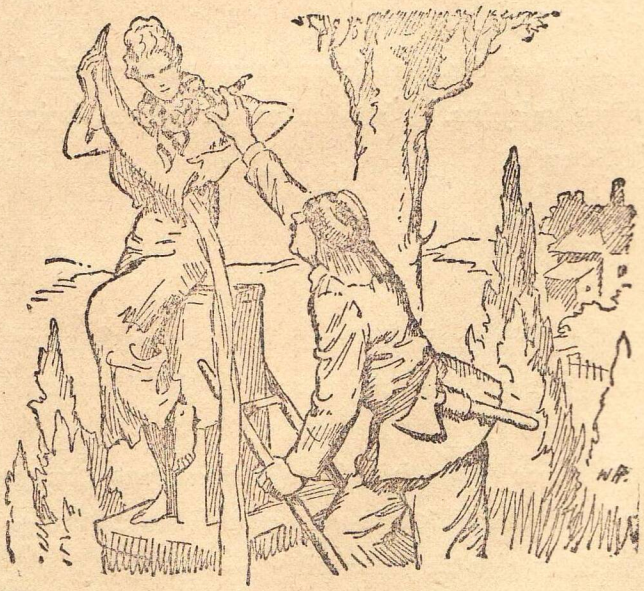
Und die Kletterei war mit Gefahr verbunden, da

gab es keinen Zweifel. Ein Beinbruch mußte riskiert werden.

Nein — die ausgestandene Angst um Hansl lag ihm noch in den Knochen. Mochte der „Floh" der Aphrodite das Halstuch umbinden. Er, Bruno, würde es nicht tun!

Am Donnerstag lachte das ganze Viertel.

Aphrodite grinste süß über einem feuerfarbenen Halstuch auf die Vorübergehenden herab. Da sich



kein Turner fand, der den hohen Sockel erklimmen wollte, mußte die Feuerwehr mit einer Leiter kommen und das „öffentliche Ärgernis" entfernen.

Wer die Täter waren, kam nie ans Licht.

Bruno wechselte mit dem „Floh" einen wissenden, lächelnden Blick voll Anerkennung von seiner Seite und Triumph von der des Freundes.

Aber wie auf Verabredung wurde zwischen ihnen kein Wort gesprochen.

Aphrodite saß wieder auf ihrem hohen Sockel und lächelte herab.

Die drei Knaben gingen daran vorüber, als sei nichts geschehen. Sie schenkten ihr keinen einzigen Blick mehr.

* *
*

Jo schritt gemächlich durch die Straßen. Sie hatte noch Zeit und benutzte sie, um sich die Schaufenster anzusehen.

Es war schön, so dahinzuschlendern und „auszusuchen". Nämlich was man gern haben möchte — was man aber nie haben würde — nie!

Margarete Weydemann
Werkstatt Boutique
Tändlergasse 2 · 93047 Regensburg
Tel. 09 41-56 07 49

Gruß aus Regensburg

Jo, die eben vor einem Teppichgeschäft stand, schüttelte leise den Kopf.

Diese schönen Dinge waren ja zum Kaufen da — und auch zum Kaufen für sie, Jo Markart. Nicht heute und nicht morgen, aber einstmals würde der Tag kommen, wo sie solch entzückenden Teppich erstehen könnte und mit selbstverdientem Geld bezahlen würde.

Dazu die Sessel aus dem Geschäft nebenan und eine Couch mit seidenen Kissen — und die Vase aus Meißener Porzellan auf dem kleinen Tisch davor — nie leer natürlich.

Daneben der fahrbare Teetisch mit dem Teeservice, dem Jo schon oft sehnsüchtig Fensterparade gemacht hatte.

Oh, sie könnte ihre Wohnung so hübsch einrichten! Noch lag die Zukunft vor ihr. Doch sie würde — Jo seufzte tief auf — ja, sie würde sie schon meistern, sie, Jo Markart, aus eigener Kraft!

„So ganz in Gedanken, Fräulein Markart?" fragte plötzlich eine Stimme neben ihr.

Das Mädchen fuhr auf. Neben ihr stand Paul Forb.

„Sie, Herr Forb?" fragte sie fassungslos.

„Ja, ich. Erschreckt Sie das so sehr?"

„Nein. Es ist nur — ich dachte — Sie wollten nicht mehr mit mir sprechen, Herr Forb."

„Warum?"

„Weil ich mich damals bei dem Ball so dumm benommen habe", bekannte Jo tapfer. „Es war nicht nur dumm, es war — schlecht war es, Herr Forb. Und deshalb glaubte ich, Sie wollten nichts mehr mit mir zu tun haben."

„Das ist längst tot und begraben, Fräulein Markart", entgegnete Paul Forb ruhig. „Ich habe inzwischen so viel Gutes von Ihnen gehört —"

„Ach, von Ute", lachte Jo. „Ja, die sieht immer bei allem, was mich betrifft, durch die rosenrote Brille. Aber so ist es gar nicht in Wirklichkeit."

„Das zu beurteilen, müssen Sie schon anderen Leuten überlassen, Fräulein Markart. Im übrigen freue ich mich sehr, Sie noch einmal vor meiner Abreise gesehen zu haben."

„Sie gehen fort?"

„Auf einige Jahre. Ich trete in das Geschäft eines Freundes meines Vaters in Barcelona ein. Es

ist wirklich nett, daß ich Sie so unerwartet noch einmal getroffen habe. Und wenn Sie Zeit hätten — dürfte ich Sie zu einer Tasse Kaffee einladen? Ich weiß in nächster Nähe ein hübsches, kleines Lokal."

„Gern", entgegnete Jo fröhlich. „Ich hatte gerade solchen Kaffeedurst — das trifft sich herrlich!"

Herr Forb strahlte.

„Es ist wirklich sehr hübsch dort", sagte er.

Es war hübsch.

Sie saßen in einem kleinen Erker, durch den die Sonne auf den zierlich gedeckten Tisch fiel.

Kein Mensch befand sich zu dieser Zeit in dem netten Lokal.

„Woran dachten Sie vorhin denn so angestrengt?" begann Herr Forb die Unterhaltung.

„An meine Zukunft", entgegnete Jo sofort.

„Hing das mit den Teppichen zusammen?" fragte Herr Forb erstaunt.

„Ja, sehr stark", lachte Jo. „Denn wenn ich mal selbständig bin, und wenn ich Geld habe — dann werde ich mir solche schönen Dinge kaufen können, dann werde ich mich hübsch einrichten können — und dann lade ich Sie, Herr Forb, zum Kaffee bei mir

ein. Das Kaffeeservice steht schon bei Eichmüller in der Rückertstraße für mich bereit, doch leider gehört es mir noch nicht."

Sie merkten beide nicht, wie die Zeit verflog. Jo fuhr erschreckt in die Höhe.

„Was — schon sechs Uhr? Es ist höchste Zeit für mich, ich muß nach Hause."

„Mein Wagen steht an der Paulkirche. Ich darf Sie doch heimfahren?"

„Herrlich!" rief Jo begeistert.

Herr Forb ging schnell nach der Paulkirche, um, wie er sagte, den Wagen zu holen. Aber als er vorfuhr und Jo einstieg, lag auf dem Sitz ein großer Strauß dunkelroter Rosen.

„Für mich?" fragte Jo beglückt.

„Freut es Sie?" fragte Herr Forb.

„Und wie!"

Sie hielt den großen Strauß wie ein Kind auf dem Schoß, als sie, neben ihm sitzend, durch den milden Abend fuhr.

Und diesmal verbarg sie die Rosen nicht scheu bei ihrem Eintritt in das „tanzende Haus". Sie hielt sie Frau Markart lachend unter die Nase.

„Mutter, weißt du, von wem die sind? Von Herrn Forb. Er ist gar nicht mehr böse auf mich. Wir haben zusammen Kaffee getrunken. Und er will mir auch schreiben. Bruno wird sich freuen — der kriegt dann die Briefmarken."

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Wir nehmen Abschied vom „tanzenden Haus"

Der Briefträger ist ein Mann, dem fast alle Menschen gewogen sind, und dem man mit immer neuer Spannung, die gleichwohl oft enttäuscht wird, entgegensieht.

Was wandert nicht alles durch seine schwarze Tasche hindurch! Freude, Leid, Erfüllung, Enttäuschung, Unerwartetes und Längsterwartetes. Täglich verteilt die schwarze Tasche — und täglich füllt sie sich wieder neu mit den Belangen des menschlichen Lebens.

Herr Markart stand vor dem Hause und schaute voll innigstem Behagen in den klarblauen Frühlingstag hinein, als der wohlbekannte Uniformierte über das Feld auf das „tanzende Haus" zustapfte.

Es waren ein paar Ansichtskarten und ein Brief mit der Aufschrift der Stadtverwaltung, was er Herrn Markart einhändigte.

Herr Markart warf unwillkürlich einen raschen, umfassenden Blick auf sein windschiefes Häusel, ehe er diesen Brief erbrach.

Er wußte, auch ehe er ihn gelesen hatte, was er enthielt.

Schnell überflog er die wenigen, mit der Schreibmaschine geschriebenen Zeilen, die damit begannen: „Sie werden hiermit in Kenntnis gesetzt", und damit endeten, daß Herr Markart, der Besitzer des „tanzenden Hauses", sich auf das Rathaus, Zimmer Nummer 85, zu verfügen habe zwecks näherer Mitteilungen.

Dann steckte er den Brief ein.

* * *

Ja, nun war es so weit! Dem „tanzenden Haus" war das Todesurteil geschrieben worden.

Der Platz, auf dem es stand, sollte Rollfeld werden für die ankommenden und abgehenden Maschinen des Flugplatzes.

Die Stadt brauchte Platz. Sie griff mit gierigen Händen über ihre äußersten Grenzen hinaus nach den keimenden Feldern, den frischgrünen Wiesen der Umgebung.

Herr Markart sah den Postboten nach dem Anwesen des Nachbars gehen. Er überreichte ihm denselben gelben Umschlag.

Aber die Stadt wollte nicht nur nehmen, sondern auch geben.

Sie bot eine überraschende Summe für das Grundstück, auf die Herr Markart in ungläubigem Staunen starrte.

Kapitalist! Er, Heinz Markart, der, solange er denken konnte, den Pfennig in der Hand umgedreht hatte, er würde „Vermögen" besitzen! Es war nicht zu glauben — nicht zu fassen!

Halt! Nicht er allein! Gehörte nicht das „tanzende Haus" zur Hälfte Dieter?

Ein dunkles Rot der Freude überlief das Gesicht Herrn Markarts. Und schon war er im Haus verschwunden.

„Marie! Marie!" tönte seine frohbewegte Stimme durch den Vorplatz.

Eilig erschien Frau Markart in der offenen Küchentür.

„Was ist denn geschehen?" fragte sie etwas erschrocken.

Herr Markart schwenkte das Schreiben wie eine Fahne.

„Dieter kann studieren — Dieter kann erreichen, was mir unerreichbar geblieben ist!" rief er mit jubelnder Stimme.

Frau Markart blickte ihren Gatten mit ungläubigen Augen an.

„Heinz — hast du das große Los gewonnen?" fragte sie fast zaghaft. „Oder —?"

Wie ein angstvolles Fragezeichen stand dieses Oder in der Luft.

„Ach, du meinst, daß wir das Gewinnen sozusagen schon in der Übung haben. Ja, in gewissem Sinne stimmt das schon. Dieters zweitausend Mark haben

Zinsen getragen, denn natürlich teile ich jetzt auch mit ihm. Das ist sein gutes Recht. Er bekommt die Hälfte."

„Heinz!"

Frau Markart ließ sich auf einen Stuhl fallen. Der Schreck über diese ihr ganz unverständliche Sache war ihr in die Beine gefahren.

„Heinz, ich verstehe kein Wort", stammelte sie wie verdattert. „Wo soll denn plötzlich das Geld herkommen für Dieters Studium? Du sagtest doch selbst immer — und der Junge hat sich ja auch schon ganz damit abgefunden."

„Dann wird er sich wieder zurückfinden. Denn jetzt darf er studieren — er soll studieren — er muß studieren!"

„Und das Geld?"

„Verdanken wir unserem lieben, alten Häusel."

Jetzt begriff Frau Markart.

„Heinz — mir müssen das ‚tanzende Haus' hergeben?"

„Ja, Marie, daran ist nun nichts zu ändern. Die Stadt braucht den Platz. Aber sie entschädigt uns reichlich. Hier — hier hast du den Brief."

Wenn Herr Markart erwartet hatte, seine Frau würde beim Anblick der gebotenen Summe in Jubelhymnen ausbrechen und Dieter womöglich schon als Dozenten in den heiligen Hallen der Alma mater sehen, so irrte er sich gründlich.

Ganz langsam und ordentlich faltete Frau Markart den Bogen wieder zusammen. Dann sagte sie nachdrücklich:

„Und sorgt die Stadt auch für eine neue Wohnung, wo acht Familienmitglieder, eine Hausgehilfin und ein Hund unterkommen können?"

Herr Markart blickte sie betroffen an. Wahrhaftig, das war ihm noch gar nicht in den Sinn gekommen. Wirklich, seine Frau dachte stets an das Nächstliegende, während er schon kühn in die Zukunft griff.

Aber der Weg zu den Zukunftsschlössern ging eben über das Nächstliegende, und das hieß in diesem Fall: eine neue Wohnung.

„Denkst du denn gar nicht mehr daran, was wir durchmachten, bis wir das ‚tanzende Haus' fanden?" fragte Frau Marie vorwurfsvoll. „Erinnere dich nur an unseren Hauswirt — an das mit dem Blumen-

topf, den Linde herabwarf — an das mit Luise und dem Kehrichtkübel. Ach, Heinz, Heinz! Ich sehe schon, wie wir uns unter dem Brückenbogen drüben häuslich einrichten. Wie soll denn Dieter da studieren können? Das erste ist eine Wohnung — und die gibt es nicht für uns."

Frau Markart schlug beide Hände vor das Gesicht. Sie weinte bitterlich.

„Das Geld blendet dich", schluchzte sie. „Mich blendet es nicht — mich nicht."

„Marie, das wird sich alles geben", versuchte Herr Markart einen kleinen Trost.

„Nichts wird sich geben", fuhr die Frau auf, „gar nichts. Wir werden eines Tages auf der Straße sitzen. Dann können wir vom Wiesenrain aus zuschauen, wie die Flugzeuge über das ‚tanzende Haus' hinausrollen."

Herr Markart gab es auf, gegen diese gräßliche Zukunftsmalerei anzukämpfen. Aber seine Freude hatte einen gründlichen Dämpfer bekommen, denn er vermochte sich den Bedenken seiner Frau nicht zu entziehen.

Frau Markart hatte recht, groß und düster erhob

sich vor der Familie abermals das schwerwiegende Wort: eine Wohnung!

* * *

Ja, wo war sie, diese Wohnung?

Sollte die schreckliche Sucherei wieder beginnen? Das viele, viele Treppenlaufen, die stets und überall wiederkehrende Frage:

„Kinder? Wieviel Kinder?"

Und auf die verschämt gestammelte Antwort: „Sechs" bedauernde, höfliche Ablehnung — Ablehnung unter Vorwänden, bis zur unhöflichen Abfuhr.

Ach ja — ach ja, Herr Markart konnte es den Hausbesitzern gar nicht verübeln. Seine Familie war keine erstrebenswerte Mietspartei. Aber irgendwo mußte sie auch bleiben. Doch wo?

Gutes, altes „tanzendes Haus"!

Jahrelang hatte es ihnen allen sichere und feste Unterkunft geboten, sein windschiefes Dach hatte alle behütet.

Nun brach es zusammen.

„Nein, Heinz, nein — wir geben das ‚tanzende Haus' nicht her", schluchzte Frau Markart.

„Da kommt es nicht mehr auf unser Wollen an", entgegnete Herr Markart bedrückt. „Es bleibt uns nur übrig, aus der Sachlage das Beste zu machen."

* * *

Eine schweigsame, traurige, kleine Gemeinde — so saß die Familie Markart beim Abendessen dieses Tages um den Tisch. Auf allen lastete die Unsicherheit, die das gebrechliche Häusel nun jahrelang gebannt hatte.

Nur Linde war gefaßt.

„In der Nähe des Blumenladens wird eine Wohnung frei", beruhigte sie in ihrer sicheren Art ihre Angehörigen. „Ich werde mich morgen mal erkundigen."

Doch am nächsten Tage ergab sich, daß die Behausung schon vergeben war.

Niedergedrückt verlebte die Familie die Zeit bis

zu dem angegebenen Termin, an dem Herr Markart sich auf das Rathaus, Zimmer Nummer 85, „zu verfügen hatte".

Herzklopfend erwartet Frau Markart seine Wiederkehr.

Schon von fern sah sie ihn heranstürmen und an ihr vorbeirennen, wiewohl sie im Garten stand, und hörte seine frohe Stimme durch das Haus schallen:

„Marie! Marie!"

Ein jähes Hoffen stieg in der armen Frau auf. Durften sie doch bleiben?

Hatte man ein Einsehen mit ihrer Notlage? Blieb ihnen das „tanzende Haus"?

„Ja, Heinz, ich bin hier!" rief sie freudig.

„Marie, komm' herein! Nun lache nur wieder einmal! Ich habe dir etwas Schönes zu berichten. Die Herren waren äußerst nett. Das mit dem Abbruch des Hauses ist natürlich nicht zu ändern —"

„Heinz! Aber dann wird ja —"

„So höre doch erst! Also da müssen wir uns hineinfinden. Doch denke, wir bekommen in der städtischen Siedlung ‚Waldesruhe' ein geräumiges Häuschen zu billigem Mietpreis, das bis zum Herbst, wo wir aus-

ziehen müssen, fertig ist. Eine Garage befindet sich auch dabei. Da es noch etwas weiter draußen liegt als das ‚tanzende Haus', so werde ich ein Auto kaufen. Die Buben und ich können ja die Fahrerprüfung machen —"

„Heinz — um Gottes willen!"

„Höre nur weiter! Herr Bergmann, das war der Beamte, mit dem ich es zu tun hatte, will seinen Wagen verkaufen. Er bot ihn mir an für 700 Mark. Angeschaut habe ich ihn auch schon. Es ist ein tadelloser Wagen. Marie — Kapitalist, Autobesitzer! Hätte ich mir das je träumen lassen!"

„Aber — kein Hausbesitzer mehr", sagte Frau Markart traurig.

* * *

Ja, daran war nun nichts mehr zu ändern. Dem „tanzenden Haus" war das Todesurteil gesprochen. Doch es zog wieder ein froher Geist in die Familie Markart ein, als der altgewohnte Sonntagsspaziergang sie hinüberführte nach der städtischen Siedlung

„Waldesruhe" und sie das in seinen Gerüsten heraufkletternde, neue Heim in Augenschein nahmen.

Schön sah es dort gewiß noch nicht aus. Aufgewühlte Erde, Berge von Steinen, Mörtelgruben und Sandhaufen, doch man konnte schon deutlich erkennen, wie es sein würde, wenn es fertig war.

Die ganze Familie kroch auf den Gerüsten herum. Und man sah: dies ergab ein schönes, geräumiges Eßzimmer, die Küche war ebenfalls groß und hell, wie Frau Markart erfreut feststellte, sogar eine Speisekammer hatte sie. Hinten hinaus ein in den Wald blickendes, ruhiges Herrenzimmer. Im ersten Stock lagen die Schlafzimmer.

Es war wirklich alles zweckmäßig ausgedacht und besaß den Komfort der Neuzeit, der dem alten Häusel so sehr gefehlt.

Ja, mit diesem Haus konnte es keinen Vergleich aushalten, das stand fest.

Trotzdem lebte in Frau Markart noch lange ein wehmütiges Gefühl, bis die Vorbereitungen für die nahende große Veränderung alle ihre Gedanken in Anspruch nahm. Denn es war eine Veränderung in jeder Weise.

Das Wort „Kapitalist" begann seine Auswirkungen zu offenbaren.

Herr Markart hatte eine runde, nette Summe festgesetzt, um dem neuen Heim auch im Innern Glanz zu verleihen.

Frau Markart, die gewohnt war, den Pfennig dreimal in der Hand umzudrehen, ehe sie ihn ausgab, hatte plötzlich Geld.

Sie vermochte an den Auslagen stehenzubleiben mit dem Gefühl, sich dies und jenes kaufen zu können.

Sie hatte lange Besprechungen mit Jo, Linde und Frau Habermann, neuer Vorhänge und Bettwäsche wegen.

Auch das Mobiliar wurde einer gründlichen Prüfung unterzogen. Die Jahre hatten es nicht besser werden lassen.

Renate und Detlev, die in alten Holzbettstellen schliefen, sollten weiße Eisenbettchen haben. Und eine neue Decke brauchte man, neue Vorleger. Ja, für das Wohnzimmer und das Herrenzimmer, das seinen Namen nun mit Recht tragen sollte, wurde der Erwerb von Teppichen geplant.

„Im Grunde genommen", stellte Linde eines

Tages fest, „verdanken wir das alles dem ‚tanzenden Haus‘.“

„Ach, unser gutes, altes Haus“, entgegnete Frau Markart, „unser liebes, altes Häusel!“

Trotz all der fröhlichen Geschäftigkeit konnte sie es nicht verhindern, daß noch ab und zu das wehmütige Gefühl in ihr aufstieg.

* *
*

Drüben aber in der Siedlung am Wald wuchs das neue Haus in die Höhe, wuchs und streckte sich, setzte eine fröhlich rot leuchtende Kappe auf, schaute plötzlich mit munteren Fensteraugen um sich und stand eines Tages rank und schlank da.

Es traten Maler und Tapezierer an — die kahlen Wände verschwanden.

Aber eines Morgens erschienen auch mit Hacken, Spaten, Gießkannen und einer Menge Grünzeug auf dem Wagen ein paar Gärtnersgehilfen aus der Gärtnerei Nittemann, mit ihnen Linde in kurzem Dirndlkleid und Kopftuch.

Und es ging allenthalben rings um das Haus ein

BILLY HELWIG

emsiges Graben los. Wege wurden getreten, Beete angelegt, am Zaun entlang Sträucher und Stauden gepflanzt.

Es war ein kleiner, gegen den bisherigen allzu kleiner Garten — aber es war doch ein Garten. Er bekam einen Sitzplatz, wo man Kaffee trinken konnte. Und Blumen sollte er haben, einen dicken Blumenkranz ringsherum.

Linde hatte alle ihre Lieblinge aus dem Garten am „tanzenden Haus" ausgegraben und hinübergesetzt. Leider konnte sie die Bäume nicht mitnehmen. Dies verursachte ihr einen äußerst bitteren Schmerz. Die mußten nun sterben mit dem windschiefen Häusel zusammen.

Frau Markart empfand es sehr angenehm, daß die Schule noch nicht begonnen hatte, als der große Tag des Umzuges nahte und alle Mann der Familie zur Hilfe bereitstanden.

Linde und Dieter warteten im neuen Haus auf den Möbelwagen. Genaue Berechnungen hatten jedem Stück der Markartschen Habe seinen Platz angewiesen. Und auf die beiden Gewissenhaften konnte sich Frau Markart verlassen.

Renate und Detlev waren wieder „verliehen" worden. Jo und Bruno sowie die unermüdliche Ev standen als Hilfskräfte beim Verladen der Sachen zur Verfügung.

Herrn Markart hielten seine Stunden in der Stadt.

* * *

Und wieder schwankte das große Ungetüm heran. Der Möbelwagen erschien, öffnete sein riesiges Maul und schluckte ein Stück nach dem anderen in sich hinein. Immer leerer wurde das „tanzende Haus". Schließlich gähnten überall ausgeräumte Zimmer: das Leben war für immer erloschen.

Nun sollte die neue Zeit über das „tanzende Haus" hinwegbrausen.

Der Möbelwagen verschwand. Frau Markart trat in Hut und Mantel mit ihren Kindern auf die Straße.

„Schaut es euch noch einmal an, unser Häusel", sagte sie. „Wie ungern bin ich damals hinausgezogen. Und doch, wie treu hat es uns behütet! Ihm danken

wir es, daß wir jetzt in das neue Haus übersiedeln dürfen. Wir werden ihm dankbar bleiben."

Da sahen die Kinder, daß von der anderen Seite Männer mit einem Wagen und Handwerkszeug kamen. Sie steuerten geradeswegs auf das „tanzende Haus" zu.

Jo und Bruno wechselten einen Blick. Das waren die Totengräber des „tanzenden Hauses".

„Komm, Mutter", drängte Bruno, „wir wollen gehen. Du wirst drüben auch nötig sein."

Er faßte Frau Markart energisch unter den Arm. Augustus sprang bellend voraus. Jo hängte sich auf der anderen Seite der Mutter ein. Sie plauderte lebhaft und verhinderte sie so, zurückzuschauen und zu sehen, wie jene Männer vor dem „tanzenden Haus" hielten und eine lange Leiter an die alten Mauern lehnten.

* *
*

Das neue Haus sah von weitem schon ganz bewohnt aus. Das machten die neuen Vorhänge, die Frau Markart bereits aufgesteckt hatte.

Auch die neuen Möbel, die die Geschäfte direkt hingeschickt, standen bereits an Ort und Stelle und einiges vom alten Hausrat, denn die Packer waren eifrig am Werk.

Das Ausladen ging rasch vor sich.

Bis zwölf Uhr befand sich alles am rechten Fleck, und Frau Markart bereitete mit Ey ein schnelles Mittagessen, Spiegeleier und Salat, das ein starker Kaffee krönte, der die gesunkenen Lebensgeister wieder hell aufflammen ließ. Die Küche war blitzblank mit ihrem eingebauten Büfett und dem weißlackierten Spültisch.

Prüfend schritt Frau Markart von Raum zu Raum. Im Wohnzimmer legten die Jungen gerade den neuen Teppich, und Linde verteilte überall die vielen Blumen, die Herr Markart von Schülern erhalten hatte, und diejenigen aus der Gärtnerei Nittemann.

Rosen waren dabei gewesen an „Fräulein Linde Markart persönlich", von einem kleinen Briefchen begleitet.

Auf dem Papier standen nur die wenigen Worte: „Wann richten wir uns unser Heim ein?"

Mit rotem Kopf schob Linde die Karte in den Ausschnitt ihres Mieders.

„Was wird Vater sagen?"

Diese Frage legten sich die einzelnen Glieder der Familie immer wieder vor.

Vater, der seine Freude so ganz ungehemmt, so voll Jubel und Dankbarkeit herausprudeln konnte, daß er auch sehr Reservierte und Beherrschte mitzureißen vermochte.

Immer wieder lief eines der Kinder vor die Tür und schaute den Weg entlang, der nach der Stadt führte. Aber es dunkelte schon — und noch immer war Herr Markart nicht da.

„Er wird doch nicht in Gedanken nach dem ‚tanzenden Haus' gegangen sein?" fragte Jo, und vor ihrem Geist stiegen die Männer mit den Leitern und dem Handwerkszeug auf. Wie weit mochte das Zerstörungswerk dort schon gediehen sein?

Vater war das schon zuzutrauen, daß er den Weg verwechselte.

Frau Markart schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht. Er wird aufgehalten wor-

den sein. Gegen Abend kommen oft Leute zur Anmeldung. Aber sonderbar ist es doch. Er war doch sonst stets viel eher da."

Draußen brummte ein Motor.

„Vater hat ein Auto genommen!" rief Bruno.

Und schon war er draußen.

Ja, da stand das Auto. Doch im Innern des Wagens saß nur Herr Markart.

„Wo ist denn der Schofför?" rief Bruno ganz erstaunt.

„Er steht vor dir."

Herr Markart streckte sich stolz zu seiner ganzen Länge.

„Marie, wenn es mit der Tanzerei mal nicht mehr geht, werde ich Wagenlenker. Du hast jetzt einen amtlich geprüften Schofför zum Mann."

„Vater, du kannst fahren?"

„Jawohl, mit fachmännischer Bestätigung. Es sollte eine Überraschung für euch sein. Darum nahm ich den Unterricht in aller Heimlichkeit. Hier habt ihr meinen Führerschein. Und meine Jungfernfahrt, das heißt, die erste ohne Begleitung des Fahrlehrers, sollte die Fahrt sein — ins neue Heim."

„Aber das Auto, Vater?"

„Ist unser Wagen. Öffnet mal den Stall — vielmehr die Garage, ich will ihn gleich hineinfahren. Und dann — wollen wir uns die neue Behausung anschauen."

Die ganze Familie stand in schweigender Bewunderung und schaute zu, wie Herr Markart den Wagen in sein Gelaß steuerte.

„Vater", sagte Bruno ehrlich, als Herr Markart die Garagentür schloß, „das hätte ich dir gar nicht zugetraut."

„Ja", lachte Herr Markart, „man muß nur die Anforderung an sich stellen, dann gelingt einem so manches, was man zuvor nicht gedacht hätte."

Darauf zog die Familie vom Keller bis in den Boden zur Besichtigung des neuen Heims.

Aber was jeder erwartet hatte — daß der Vater in Jubel und Begeisterung ausbrechen würde, geschah nicht. Im Gegenteil — er wurde immer stiller und stiller.

Frau Markart schaute ihn ängstlich von der Seite an.

„Fehlt dir etwas?" fragte sie, als sie wieder im

Wohnzimmer angelangt waren, wo das Abendessen auf dem Tisch stand.

„Fehlen? Kinder, Kinder! Ich glaube, höchstes Glück hat keine Worte. Daß es mir, mir armem Kerl noch einmal so gut gehen würde, das hätte ich nie gedacht. Du hast die schlechten Jahre getreulich mit mir geteilt, Marie. Es ist ein tiefes, unsagbares Glück für mich, daß dir nun auch sorgenlosere Tage zuteil werden sollen. Komm' her zu mir, getreue Gefährtin meines Lebens! Kinder, kommt her! Ihr alle seid ja doch mein größter Reichtum. Möge er wachsen und gedeihen im neuen Heim! Das ist mein innigster Wunsch."

Die Ev schloß von außen die Läden. So vermochte man nicht mehr zu sehen, was im Innern des neuen Hauses vor sich ging.

Und ich glaube, man kann die Familie Markart auch hier ohne Bedenken sich selbst überlassen.

Ende